Zeitschrift: Neujahrsblatt / Historischer Verein des Kantons St. Gallen
Herausgeber: Historischer Verein des Kantons St. Gallen
Band: 41 (1901)

Artikel: Erlebnisse eines Appenzellers in neapolitanischen Diensten 1854-1859
Autor: Tobler, Alfred
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-946495

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ERLEBNISSE

eines

Appenzellers in neapolitanischen Diensten

1854–1859.

Mitgeteilt von

ALFRED TOBLER.

Mit einer Tafel in Farbendruck.

Herausgegeben vom Historischen Verein des Kantons St. Gallen.

St. Gallen
Zollikofer'sche Buchdruckerei
1901.

Grenadier und Jäger des zweiten Schweizer Regimentes in Neapel. 1854.

Erlebnisse

eines

Appenzellers in neapolitanischen Diensten

1854–1859.

Mitgeteilt von

ALFRED TOBLER.

Mit einer Tafel in Farbendruck.

Herausgegeben vom Historischen Verein in St. Gallen.

St. Gallen
Zollikofer'sche Buchdruckerei
1901.

VORBEMERKUNG.

In den Jahren 1828 und 1829 wurden nach längeren Unterhandlungen Militärkapitulationen zwischen dem Königreich Neapel und verschiedenen schweizerischen Kantonen abgeschlossen. Noch immer war der Geist der Reisläufer, der von jeher zahllose Landeskinder zur Betätigung ihrer kriegerischen Kraft über die Grenze getrieben hatte, in unserm Volke nicht erloschen. Kaum ertönte die Werbetrommel für Neapel, als sich junge Leute aus allen Gauen der Schweiz zum neuen Dienste herandrängten; denn es war allzu verlockend, nach dem sonnigen Süden zu ziehen, unter dem schönen Himmel Italiens Soldat zu sein und ohne ernstere Arbeit mannigfache Abenteuer zu bestehen. Die Verträge betrafen vier Regimenter von je ungefähr 1500 Mann und sollten 30 Jahre dauern. Später (1850) kam noch ein besonderes Jägerbataillon hinzu, das in taktischer Hinsicht den neapolitanischen Jägerbataillonen nachgebildet wurde und das dreizehnte in ihrer Reihe war.

Die Rolle, welche die Schweizer Regimenter in den Revolutionsjahren 1848 und 1849 spielten, war zwar nicht unehrenhaft. Allein schon damals empfand man es als eine Schmach, dass Schweizer im Dienste eines Monarchen die Freiheitsbestrebungen des Volkes mit Waffengewalt unterdrücken mussten. Nach der neuen Bundesverfassung durften keine Militärkapitulationen mehr errichtet werden, und ein Bundesbeschluss verbot im Jahre 1849 alle Anwerbungen für auswärtige Militärdienste im Gebiete der ganzen Eidgenossenschaft. Allein dieses Verbot war schwer zu handhaben, weil es in einzelnen Kantonen keine Beachtung fand und weil die Kapitulationen mit Neapel fortbestanden. Die Anwerbungen wurden im geheimen von angrenzenden Ländern, z. B. von der Lombardei oder vom Vorarlberg aus betrieben und hatten solchen Erfolg, dass der Bourbonenkönig seine Schweizer Regimenter stets vollzählig halten, ja noch verstärken konnte. Erst im Jahre 1859 hörten diese ungesetzlichen Zustände auf. Damals brach eine Meuterei unter den Schweizern in Neapel aus, weil der Bundesrat nach Ablauf der Verträge die Entfernung der nationalen Abzeichen auf ihren Fahnen angeordnet hatte. Dieses Ereignis mit seinen beklagenswerten, blutigen Folgen führte zur Auflösung der neapolitanischen Schweizer Regimenter und zur Rückbeförderung der meisten Offiziere und Soldaten in die Heimat.

Die Reihen der Männer, die den Fremdendienst in Neapel durchgemacht und dessen Katastrophe erlebt haben, lichten sich von Tag zu Tag. Die meisten „Neapolitaner“ sind dahingegangen und können ihre Soldatengeschichten nicht mehr zum besten geben. Um so eher mag es sich lohnen, solche Berichte dem Munde der noch Lebenden abzulauschen; denn sie

bilden den letzten Ausklang einer historischen Erscheinung, die durch Jahrhunderte die innere politische Entwicklung und die internationale Stellung der Eidgenossenschaft beeinflusst hat.

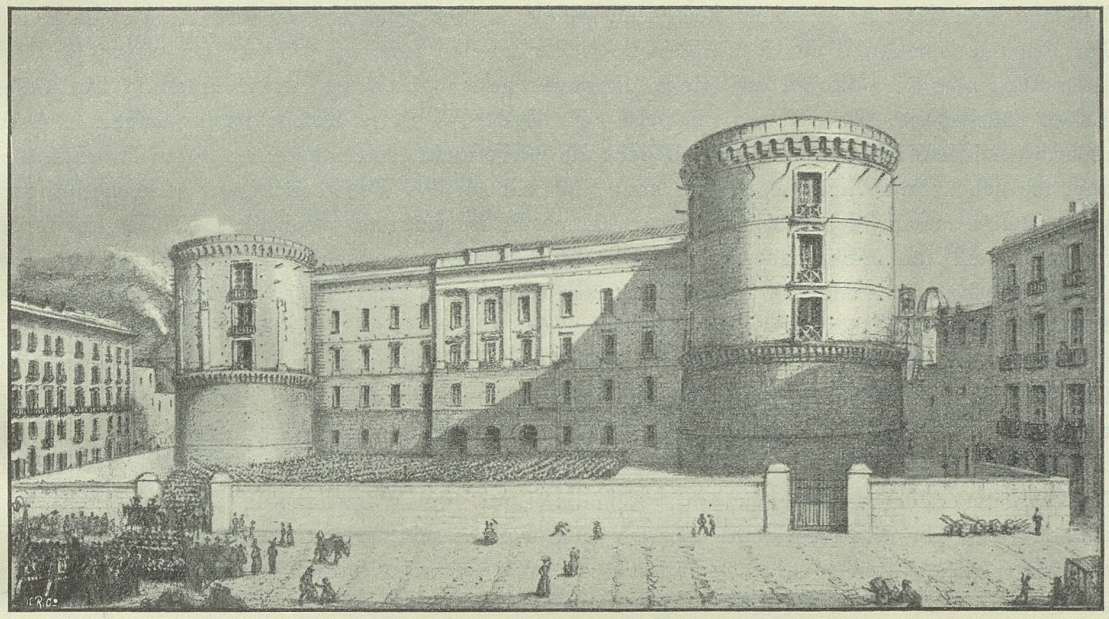
In Wolfhalden wohnen noch zwei „Neapolitaner", Kaspar Niederer und Johann Ulrich Künzler, die mir ihre Erlebnisse mit verdankenswerter Bereitwilligkeit und Geduld erzählten. Besonders Niederer war in seinen Mitteilungen unermüdlich und wusste mich durch die Frische und Anschaulichkeit seiner Darstellung zu fesseln.

Kaspar Niederer zählt jetzt beinahe 70 Jahre. Er wurde am 9. November 1832 in Walzenhausen geboren, kam schon mit 14 Jahren unter fremde Leute und vermochte sich mit Spulen in einer Zwirnerei nur kümmerlich durchzubringen. Mit fremder Hülfe lernte er dann das Seidenweben, das ihm etwas besseren Verdienst verschaffte. Aber im Frühjahr 1854 verliess er auf den Lockruf eines Werbers seinen dumpfen Kellerraum, zog mit zwei Kameraden über den Rhein und verschrieb sich in Bregenz als Rekrut dem König von Neapel. Im November 1859 kehrte er, reich an Erfahrungen und Enttäuschungen, nach Wolfhalden zurück und nahm dort die Hantierung eines schlichten Seidenwebers wieder auf.

Die Erinnerungen Niederers aus jenen Neapolitaner-Jahren sind auf den folgenden Blättern mitgeteilt. Ich habe sie übersichtlich angeordnet und da und dort, wie es geboten war, geglättet, ihnen bisweilen auch Bemerkungen Künzlers beigefügt, sonst aber Sorge getragen, sie in ihrer ursprünglichen, naiven Form zu überliefern. Offenbare Irrtümer, z. B. in den Zeitangaben, glaubte ich stillschweigend verbessern zu dürfen. Sehr dankbar bin ich Herrn Pfarrer *J. P. Schmidheini-Fanconi* in Genf, der die neapolitanischen Vorgänge des Jahres 1859 aus eigener Anschauung kennt und der mit grosser Gefälligkeit unser Manuskript einer kritischen Durchsicht unterzogen hat.

Wolfhalden, im November 1900.

A. T.



Die Kaserne S. Giovanni a Carbonara in Neapel. 1854.

I. DIE ANWERBUNG.

Der Winter 1853 auf 1854 war ausserordentlich rauh gewesen. Nur mit Widerwillen stieg ich täglich in meinen Webkeller hinunter, in dem ich vor Kälte beinahe erfror. Oft dachte ich, wenn ich nur aus dem feuchten, ungesunden und langweiligen Mauerloche herauskäme und mit einer andern Arbeit meinen Lebensunterhalt mir verschaffen könnte. Da kam der Werber Hugentobler des Weges und jodelte so schön zufrieden vor sich hin und war so lustig und aufgeräumt. Ich steckte den Kopf zum Kellerfenster hinaus und rief ihm zu: „Ihr habt doch guten Humor; ich wollte, es wäre mir auch so wohl.“ Da trat er zu mir her, bückte sich zu mir herunter, stiess einen hellen Jauchzer aus, klopfte mir auf die Achsel und sagte mit lachendem Gesichte: „Gerade so wohl kann es Euch auch sein. Das hängt nur von Euch ab. Kommt nur mit mir und lasst Weben Weben sein. Was willst Du in diesem feuchten Hundeloch unten hocken und bei kleinem Lohn Andern helfen, dass sie reich werden! So bleibst Du ein geplagter armer Teufel Dein Leben lang und hast nichts von der Welt gesehen. Dummheiten! Komm mit mir nach Neapel! Da kriegst Du gleich am ersten Tag ein Handgeld von 56 Dukaten, kannst eine schöne Reise machen, fremde Leute und Städte und das Meer sehen. Und wenn Du erst wüsstest, wie schön es in Neapel ist! Es ist ein Paradiesgarten! Der Dienst ist leicht, und der Sold und das Leben könnten nicht schöner sein. Und schliesslich kann es jeder zum Offizier bringen, wenn er nur ein bischen Grütz im Kopfe hat. Dann kannst Du ein freies Leben führen, wie der Herrgott in Holland, hast niemandem etwas darnach zu fragen. Brauchst Dich ja nur für vier Jahre zu verpflichten, und, wenn Du den Dienst hinter Dir hast, so bist Du dann froh, kannst wieder nach Hause

kommen, und dann ist es immer noch früh genug, in dies Schattenloch hinunterzukriechen und Dir Rheumatismen und ein frühes, sieches Alter an den Leib zu weben. Du weisst ja, dass jeder Weber mit 40 Jahren ein alter, „abgewercheter“ Mann ist. Auf, hinaus! Ein freies Leben führen wir! Fort, komm mit! Sei kein Esel!“ — Diese Zurede packte mich. „Schon recht,“ erwiderte ich, „aber so schnell geht die Sache nicht. Ich habe einen guten Fabrikanten, dem ich schon lange arbeite. Diesem kann und will ich das Weben nicht nur so leichtsinnigerweise stehen lassen. Ich möchte ihn um keinen Preis erzürnen. Zunächst will ich ausweben und dann will ich mich ausbesinnen.“ Der Werber sah es meinen blitzenden Augen an, dass dies keine faule Ausrede sei, klopfte mir auf die Achsel und sagte: „Gut so, ich begreife. Das gefällt mir. So besinne Dich! Ich wohne in Wil, und bin ich allenfalls nicht zu Hause, wenn Du kommen solltest, so nimmt meine Frau die Rekruten an.“ Er schüttelte mir die Hand und gieng wieder fröhlich jodelnd und jauchzend seines Weges. Lange schaute ich ihm nach und horchte ihm zu. Mein Herz schlug höher. Ich konnte nicht mehr weben. Neapel, der schöne Paradiesgarten — war mein einziger Gedanke und Wunsch. Ich eilte zu meinem Nachbar und Konfirmationsgenossen, Wilhelm Lutz von Walzenhausen, und eröffnete ihm meinen Plan, der ihm sofort einleuchtete. „Ich komme mit!“ rief er begeistert aus, indem er einen weithinschallenden Jauchzer ausstiess. „Wie schön und lustig muss es sein, so eine grosse Reise ohne einen Rappen Ausgabe machen zu können. Kasper, auf, fort! Hinaus aus dem ungesunden Mauerloch und hinein ins schöne, frische Leben, nach dem paradiesischen Neapel! Juhei! Use, Buebe, de Vatter hed s'Hüsli verkauft! Hujom!“ Mein entzückter Kamerad entschloss sich um so leichter so plötzlich zu diesem ernsten Schritte, als er eben einen schlechten Fabrikanten hatte.

Als ich das Stück so schnell als möglich abgeliefert hatte, machten wir uns auf, nach dem nahen Oberegg, um unsere Reise anzutreten. Es war Nacht. Wir überlegten die Sache lange Zeit, verloren darüber das „Guraschi“ und kehrten wiederum heim. Des andern Tages sassen wir wiederum im Keller unten und woben und waren froh, dass wir uns eines Bessern besonnen hatten. „Was wollen wir doch fortgehen,“ sagte ich zu meinem Kameraden, „wir haben es hier ja schön genug. Und unser Fleisch nur so verkaufen, wie man ein Stück Vieh verkauft, ist eben auch so eine Sache. Wie froh bin ich, dass ich wieder hier bin.“ „Und der Hugentobler soll mir nur noch einmal unter die Augen kommen mit seinem verbotenen Gewerbe“, erwiderte mein Kamerad, „so will ich ihm dann gehörig nach Hause zünden, dem Hallunken! Ins grösste Elend hätte er uns hineingeführt, sein Schachergeld für unsere Köpfe in die Tasche gesteckt und uns obendrein noch brav ausgelacht.“ So sprachen wir nichts mehr über die Sache und schämten uns im geheimen etwas vor einander wegen dieses missglückten Anlaufs.

Nach vier Wochen aber kam das neapolitanische Fieber wieder. Und als gar noch ein dritter, Tobias Hohl von Wolfhalden, eine merkwürdige Lust bekam, in neapolitanische Dienste einzutreten und schliesslich mit Entschiedenheit sagte: „Jetzt ist's fertig, jetzt wollen wir gehen,“ da schlossen wir drei einen feierlichen Bund, wir wollen am Ostermontag „off d'Werbi goh“.

Am genannten Tage, morgens früh, reisten wir, jeder mit etwa 10 Fr. in der Tasche, mit einem Sackmesser und mit einem Handstock versehen, unter Begleitung von zwei Kameraden nach Au hinunter und fuhren auf der Rheinfähre nach Lustenau hinüber. Dort kehrten wir in der Krone ein, tranken einander frisch und fröhlich zu, besprachen unsere Zukunft und

bauten uns die prachtvollsten Luftschlösser. Dann begleiteten wir die zwei Kameraden wieder zur Fähre, und wir kehrten zurück ins Dorf, um in der Krone zu übernachten. Da hielt uns ein Polizeidiener vor dem Polizeiamt an. „Halt!“ rief er, „Schriften her! Woher? Wohin?“ „Nach Feldkirch“, war die ebenso rasche als sichere Antwort. „Diese Schriften taugen nichts, sind ja bloss Heimatscheine. Ihr müsst einen Pass haben. Zurück mit Euch in die Schweiz!“ Der Mann nahm seine Flinte von der Wand, brachte uns an die Fähre und schob uns zurück nach Au. Was tun? Mit der in unseren Schriften eingetragenen Bemerkung: „Zurückgewiesen“ mochten wir nicht heimkehren. So wandten wir uns Bernegg zu, verbrachten die Nacht bei Spiel und Tanz im Ochsen und bestanden schliesslich mit einem Walzenhauser „Viehschickler“ und seinen streitsüchtigen Genossen einen Treppenkampf. Am nächsten Morgen entschlossen wir uns zu einem zweiten Versuche, fuhren bei Diepoldsau über die obere Fähre und kamen bis in ein Dorf bei Feldkirch, wo uns zwei Gensdarmen mit drohenden Blicken entgegentraten. „Halt! Woher? Wohin?“ „Aus der Schweiz! Nach Feldkirch!“ „Schriften her! Ihr seid ja zurückgewiesen! Was, Landstreicher! Was wollt Ihr in Feldkirch?“ „Engagieren nach Neapel“, antworteten wir alle drei mit fester Stimme. „Arretiert! Mit uns kommen! Messer und Stock her! Das Geld könnt Ihr behalten, wenn Ihr überhaupt noch solches habt.“ Das fängt gut an, dachten wir. Die Gensdarmen sprachen kein Wort mehr, musterten uns mit strengen Blicken und führten uns weiter, bis zwei andere Gensdarmen kamen, die uns nach Feldkirch transportierten. Hier wurden wir sofort vor eine 30—40 Mann starke Ratsversammlung geführt. „Warum seid Ihr hiehergekommen?“ fragte uns der Präsident. „Um nach Neapel zu engagieren“, antworteten wir. „Ihr wisst doch, dass die Werbe schon geraume Zeit sich nicht mehr hier befindet, sondern in Bregenz.“ „Nein, das haben wir nicht gewusst.“ „Nun, so“, fuhr der Präsident mit ernster, mahnender Stimme fort, indem er aufstand wie zu einem feierlichen Akte, „bedenket wohl, was Ihr tut. Ihr seid noch junge und unerfahrene Leute, habt zu Hause bekümmerte Eltern, Geschwister ohne Abschied zurückgelassen. Aber der Entscheid ruht noch in Euren Händen. Sollte Euch Reue über Euren Entschluss erfasst haben, so könnt Ihr sofort und ungehindert wieder in Eure Heimat zurückkehren. Seid Ihr aber entschlossen, den gewagten Schritt zu tun, Eure schöne Heimat und Eure Lieben zu verlassen und Leib und Leben zu verkaufen, so will ich Euch einen Werber anweisen.“ Ohne weiteres antworteten wir: „Wir kehren um keinen Preis mehr zurück, wir sind entschlossen!“ Der Präsident gab ein Zeichen mit der Hand, und augenblicklich erschien ein schweizerischer Wachtmeister in neapolitanischen Diensten, namens Kobelt, aus dem Rheintal. Er war ein Mann zwischen 40 und 50 Jahren, der uns drei zu sich ins Haus nahm und uns verpflegte. „Aber wisst Ihr,“ sagte er drohenden Blickes, „ich kann es nicht nur so darauf ankommen lassen, Euch nach Bregenz zu bringen und allenfalls noch Unkosten zu haben. Ich muss Euch zunächst auf Eure Tauglichkeit hin untersuchen.“ Er konstatierte dieselbe, nachdem er sich namentlich von der normalen Herztätigkeit und unsern guten Zähnen (zum Abbeissen der Patronen) überzeugt hatte. Wahrscheinlich war er kein berufsmässig angestellter, sondern ein pensionierter Werber, dem man mit dieser Stelle noch das Gnadenbrot gewährte. „So, jetzt habt Ihr ja gegessen und getrunken, wie Drescher,“ sagte Kobelt. „Jetzt geht noch ein bischen den Berg hinauf spazieren. Dort habt Ihr eine schöne Aussicht in die Schweizerberge hinein, und dann kommt wieder her, damit ich Euch in einem Wirtshause ein Nachtlager anweise.“ Nachdem wir am nächsten Morgen noch ein flottes Frühstück bekommen hatten, fuhr Kobelt mit uns in einem schönen, geschlossenen Omnibus nach Bregenz. Dort wurden wir vom

Wachtmeister dem Anwerbungsbureau, dem sogenannten Dépôt, präsentiert. In einem grossen Saale waren Offiziere, Unteroffiziere und der Militärarzt beisammen. „Ihr wollt Euch also anwerben lassen in neapolitanische Dienste unter König Ferdinand?“ fragte uns ein Offizier in mildem Tone. „Jawohl!“ antworteten wir. Nun untersuchte uns der Arzt und fand uns tauglich. „Ich frage Euch noch einmal: Wollt Ihr unter König Ferdinand dienen, so schreibet Euere Namen in das Buch. Der Dienst dauert vier Jahre, das Handgeld beträgt 56 Dukaten, der Dukaten zu zwei Gulden.“ Wir unterschrieben unverweilt und waren verkauft, aber dabei doch ganz guten Humors, von Heimweh oder Reue keine Spur. Dies Hand- oder Werbegeld bekamen wir aber nicht zur Verfügung, sondern der Wachtmeister behielt es zurück und bestritt daraus die Extra-Ausgaben auf der Reise nach Neapel. Doch verfügten er und der Transportführer darüber so ziemlich nach Belieben. Eine Kontrolle gab es nicht.

II. DIE REISE NACH NEAPEL.

Die Rekruten wurden in einer Anzahl von je 20 Mann, einem sogenannten „Transport“, nach Neapel spediert. Schon nach zwei Tagen war unser Transport marschfertig. Die Reise gieng von Bregenz nach Feldkirch, Bludenz, Bozen, Trient, Verona, Parma, Pisa und Livorno und fand statt teils zu Wagen, teils zu Fuss, teils auf Flössen und von Pisa nach Livorno auf der Eisenbahn. Kamen wir unterwegs auf italienischem Gebiete an Anhöhen oder Berge, so mussten wir die Wagen verlassen und jene zu Fuss ersteigen. Oben erwarteten uns jeweilen grossrädrige Einspänner, und nun rasselten diese über Abgründen von vielen Kirchturmshöhen hinunter, als ob es schnurstracks der Hölle zugienge. In Pisa fuhr man mit uns an den schiefen Turm, und wir riefen erschrocken alle wie ein Mann: „Hebid-e, hebid-e! De Torn keit omm!“ Der Wachtmeister schüttelte sich den Bauch vor Lachen und sagte, das mache auf alle Rekruten doch immer wieder denselben Eindruck mit demselben Schreckensruf. Er führte uns jedoch um den schiefen Turm herum und erklärte uns, dass dieser zu den grössten Kunstwerken der Welt gehöre, indem er mit Willen des Baumeisters von Anfang an so überhängend gebaut worden sei. In Livorno mussten wir 10 Tage lang auf dem Dépôt bleiben, indem das Schiff, das uns nach Neapel bringen sollte, mit Mann und Maus untergegangen war. Uns kamen diese 10 Verspätungstage ganz bequem und sehr erwünscht. Denn wir hatten uns doch in erster Linie engagieren lassen, um etwas von der Welt zu sehen und uns lustig zu machen. Wir wollten auch unser Handgeld lieber selber aufzehren, als am Ende aller Enden doch nicht wissen, wohin es gekommen sei. So machten wir Ausflüge zu Fuss, in Kutschen und gondelten auf dem Meere herum. Kurzum, es war uns allen „vögeliwohl“, wie wir Appenzeller sagen. Der Unterhalt oder das „Ordinäri“ war in Livorno und überhaupt auf der ganzen Reise gut. Die Dampfschiffahrt von Livorno nach Neapel fand bei schönstem Wetter statt, und wir gerieten in höchstes Erstaunen, als wir den feuerspeienden Berg, den Vesuv, zum erstenmal sahen. „Lue, lue, wie speuzt der Berg Füür us!“ rief alles und zeigte nach jener Richtung. Auf Gondeln wurden wir vom Dampfschiffe aus ans Land gebracht, wo

die Wachtmeister der verschiedenen Regimenter ihre für sie schon in Bregenz auf dem Dépôt bestimmte Mannschaft abholten. Ich kam zur *Eliten-Jägerkompagnie des zweiten Regiments.* Der Wachtmeister führte uns in militärischer Ordnung in unsere Garnison oder Kaserne, „Schweizerquartier“ genannt. Dort wurden wir Oberst *Sury* aus Solothurn vorgestellt und von ihm sehr freundlich aufgenommen. „Wie heisset Ihr? Wo kommt Ihr her? Welchem Kanton gehört Ihr an?“ fragte er teilnehmend einen um den andern. „Seid brave Soldaten,“ bemerkte er noch; „haltet Euch gut in und ausserhalb Eurer Kaserne. Gehorchet Euren Vorgesetzten willig, dann kommt ihr gut durch!“ Damit entliess er uns.

III. DAS KASERNENLEBEN.

Ein Regiment bestand zu meinen Zeiten aus etwa 2000 Mann zu zwei Bataillonen. Das erste oder das Luzerner Regiment garnisonierte in Palermo auf Sizilien, die andern drei in Neapel. Das zweite, oder das Soloturner Regiment mit 12 Kompagnien, lag zum grösseren Teile in „Sant Aposteli“ (Santi Apostoli), zum kleineren Teil in „Garmini“ (Castello del Carmine). In dieser — meiner Garnison — lagen die vier Eliten-Kompagnien, d. h. zwei Kompagnien „Grenadiere“ und zwei Kompagnien „Jäger“, wie jedes Regiment sie hatte. Die „ersten Grenadiere“ bildeten die erste Kompagnie des ersten Bataillons, die „zweiten Grenadiere“ die erste Kompagnie des zweiten Bataillons, die „ersten Jäger“ die letzte Kompagnie des ersten und die „zweiten Jäger“ die letzte Kompagnie des zweiten Bataillons. Die Regimentsfahne und die Regimentsmusik befanden sich auf St. Apostoli. Vom dritten oder Walliser Regiment standen neun Kompagnien in „Sant Schuwani Gabanari“ (St. Giovanni a Carbonara) und drei Kompagnien zur Bewachung des Königlichen Schlosses in „Boditschi“ (Portici). Vom vierten oder Berner Regiment waren zehn Kompagnien in „Sampeditte“ (S. Petito) und zwei Kompagnien in „Santa Mänege“ (?) an der Toledostrasse (jetzt Strada di Roma). Neben den vier Regimentern bestand das sogenannte 13. schweizerische Jägerbataillon. Es lag abwechselnd in Piedigrotta, in Portici oder auch im Wasserkastell (Castel dell' Ovo). Die drei „Batterien“ zu zwei Kanonen lagen in der „Granilla“ (Granili) an der Strasse nach Portici, $^3/_4$ Stunden entfernt von St. Apostoli.

Damals waren Siegrist von Luzern Marschall, v. Wyttenbach von Bern, Sury von Soloturn und v. Riedmatten von Wallis Generäle. In meinen letzten Zeiten waren Candia von Freiburg Oberst meines Regiments; Hauptmann: Weber; Oberlieutenant: Grossti (?); Unterlieutenant: Arnold und Brunner; Feldweibel: Grossmann (ein Sachse); Wachtmeister: Jenni, Gebler, Arnold u. A. Jedes Regiment hatte zwei Musikkorps. Die „grosse Musik“, die eigentliche Regimentsmusik, bestand aus etwa 36 Mann Trompeten- und Holzbläsern. Wir nannten sie auch die „törggisch Musi“. Hinter ihr marschierten 10—15 Tambouren. Sie wurden nur aus Neapolitanern zusammengesetzt. Schweizer wurden höchstens für „Polke“ (Pauke), Platte und „Schelleli“ herbeigezogen. Die kleine oder die Jägermusik mit 10—15 Mann aber bestand ausschliesslich aus Schweizer Trompetern. Ihre Trompete war der sogenannte „Bügel“, unserm Posthorn entsprechend, ohne Klappen, „wo man mit der Zunge alles machte“. „Jä, ond sü

hand denn no malifiz guet bloose köne mit dene äfache Instrumentli.“ Diese Musik marschierte je vor dem zweiten Bataillon des Regiments, wieder mit 10—15 Tambouren.

Zu den Grenadieren wurde nur die tüchtigste und grösste Mannschaft genommen. Die Eliten-Jäger, zu denen ich gehörte, waren von gewöhnlicher Grösse, wurden aber „gezogen“, d. h., hatte ein Füsilier sich gut gehalten, war er ein wackerer Soldat, so wurde er zu den Jägern versetzt. Diese mussten sich im Bajonettfechten üben. Kleinere Strafen hatten keinen Einfluss auf die Stellung des Eliten-Soldaten; grössere dagegen zogen den Verlust der Elitenschaft nach sich und stempelten die Grenadiere und Jäger auf immer wieder zu gewöhnlichen Füsilieren. Besondere Abzeichen trugen die Eliten nicht. Auch genossen sie keinerlei Bevorzugung, ausser einer täglichen Soldzulage von einem Sou.

Einige Tage nach dem Einrücken mussten wir neu angeworbene Rekruten unter Anführung eines Korporals vor dem Grossrichter oder Verhörrichter unseres Regiments erscheinen. Neben ihm stand ein Sekretär, der deutsch, französisch und italienisch sprechen konnte. Dieser las uns das Reglement vor und erklärte uns das Vorgelesene ganz genau. Dann fragte er uns, ob wir alles verstanden hätten, und forderte uns auf, dies mit unserer Unterschrift zu bezeugen. Als dies geschehen war, konnten wir wieder abtreten. Nun begann der Rekrutenkurs. Jeder Angeworbene hatte ihn zu bestehen, auch wenn er zuvor schon Soldat gewesen war. Der Kurs war nicht streng. Die Rekruten hatten keinen Wachtdienst zu leisten. Falls es nicht regnete, mussten wir jeden Tag 4—6 Stunden im grossen Hofe des Schweizerquartiers oder in der Granilla, einem schönen Platze am Meere, exerzieren und zwar, je nach der Jahreszeit, morgens von 5 oder 6 Uhr und nachmittags von 3 oder 4 Uhr an. Instruktion und Kommando waren deutsch und nach dem damals in der Schweiz gebräuchlichen Reglemente. Nach dem Exerzieren konnte der Rekrut frei über seine 7—9 Stunden verfügen, wie der Soldat. Die Dauer des Kurses richtete sich nach der Fähigkeit und dem guten Betragen des Rekruten. Er wurde mit der „Bataillonsschule im Feuer“ abgeschlossen, einem Manöver, das im Hofe der Garnison stattfand und 2—3 Stunden dauerte. Kam einer alsdann in das ihm schon bei der Rekrutierung bezeichnete Regiment, so sagte er: „I ha abgfüüret.“ Er durfte das rote Rekruten-R vom linken Arm entfernen und hatte seinen Stolz, endlich einmal ganzer Soldat zu sein. Ich kam schon nach einem Vierteljahr in den Effektivdienst.

Der Hauptdienst war hier der Wachtdienst, für welchen jedesmal mindestens ein Regiment auf den Beinen war. Zwar von der Leibwache des Königs waren wir ausgeschlossen, denn diese bestand nur aus Neapolitanern, den grössten, die man auftreiben konnte. Aber unsere Hauptwache befand sich gerade am Königlichen Schlosse auf dem „Minischteeri-Blatz“ (Piazza dei Ministeri). Es mochten dort 8—12 Posten, mithin 24—36 Mann sein. Im Winter hatte jeder Posten je „zwei Stunden zu machen“; im Sommer wurden die Posten stündlich abgelöst, denn es war eine grosse Hitze auf dem Platze. Daneben hatten wir in der Stadt mit den Neapolitanern mehrere hundert Wachtposten zu versehen. Alles, was Staatssache oder königlich war, musste bewacht werden: die Ministerien, Theater, Münzgebäude, Kunstsammlungen, Spitäler u. s. f. Auch die Zuchthäusler und Galioten (die zu den Galeeren Verurteilten) und die weniger streng Bestraften waren in unserer Obhut. Besonders gern gieng ich auf die Wacht nach Portici, wo in einem Steinbruch die roten Galioten arbeiten mussten. Einmal war die Aussicht schön, und dann hatte man nur darauf zu achten, dass keiner über die Grenzen schritt. Der Eine postierte sich da, der Andere dort; es war gerade, wie wenn 11—12 Jäger auf eine Gemsjagd giengen.

In der Woche hatten wir dann noch etwa zweimal zu exerzieren, meistens im Hofe der Kaserne. Aber dabei mussten wir uns nicht „überlupfen“. Es war keine Drillerei, wie sie heutzutage stattfindet. Nach Vorschrift hätte die gesamte Stadtgarnison jede Woche auch noch eine Uebung unter dem Kommando eines Generals im „Schandemarsch“ (Champ de Mars, Campo di Marte) haben sollen. Allein diese Garnisonsübungen wurden nicht zur Hälfte ausgeführt. In den heissesten Sommermonaten fielen sie so wie so aus, und im Winter auch, wenn nur ein Wölklein am Himmel sich zeigte, geschweige denn, wenn es noch gar geregnet hätte. Wir Jäger mussten uns im Bajonettfechten üben, das Säbelfechten war freiwillig; wir taten es aber „malifiz“ gern und hatten unsere Freude daran, wenn einer dem andern einen rechten Hieb über den Schädel versetzen konnte.

In den Kasernen herrschte überall peinlichste Ordnung und Reinlichkeit. Zimmer und Treppen wurden täglich mehrmals gereinigt und mit Wasser bespritzt. Alle 14 Tage wurden die Betten mit frischen Leintüchern überzogen. Wir schliefen auf einem Strohsack mit Matratze und einem mit Schafwolle gefüllten Kopfkissen, das man jedes Jahr zweimal auffrischte. Bett, Kleider und Waffen trugen die Nummer, die dem Soldaten von Anfang an zugeteilt war. Diese Nummer nannten wir „'s Mattagüll“ (matricule). Ich selbst diente als Nr. 6474. Die Zahlen liefen seit dem Beginne der Kapitulation im Jahre 1828 fort, so dass ich also im Jahre 1854 der 6474ste Angeworbene war. Darnach hätten bis zur Aufhebung der Kapitulation in runder Zahl etwa 40,000 Schweizer in neapolitanischen Diensten gestanden, das 13. Jägerbataillon mit inbegriffen. — Ueber dem Kopfende des Bettes war ein hölzernes Gestell angebracht, das wir „Portamando“ (Porte-manteau) nannten. Auf diesem lag eine hohe Beige von Kleidern, wohl aufgeschichtet und auf das allergenaueste gefältelt. Nicht die Linie durfte fehlen: „bis uf's Tüpfli usi“ musste es stimmen. Die kleinste Fahrlässigkeit zog sofortige Strafe nach sich. Da lagen so aufeinander: ein Paar blaue wollene Winterhosen, obwohl es ja in Neapel nie geschneit hat, zwei Paar blaue baumwollene Sommerhosen („Fadehose“), zwei Paar weissleinene Hosen, zwei Paar Unterhosen, eine weisswollene Aermelweste, vier rauhe, graue, baumwollene Hemden, vier Paar baumwollene und zwei Paar wollene „Geetere“ (guêtres, Gamaschen), die wir früher „Pössli“ nannten. Strümpfe oder Socken kannten wir nicht. Statt Socken trugen wir Fusslumpen, die wir aus alten Hemden und „Fadehosen“ machten, und darüber hin knöpften wir die „Geeteren“. Die Kleider waren auf dem „Portamando“ mit einem Tuche zusammengebunden. Auf den Kleidern lagen der scharlachrote Rock und der Tornister, daneben der Tschako. Der rote Rock mit gelben Knöpfen und der Regimentsnummer trug an den Spitzen der zwei untern Flügel je zwei gelbe „Ilgen“. Die Jäger hatten grüne Epauletten, die Grenadiere weisse und die Füsiliere nur einen kleinen, runden, roten Wulst. Die Offiziere und Elitentruppen trugen ein messingenes Schild am Tschako mit der Regimentsnummer, die Füsiliere aber bloss ein kleines Scheiblein mit der Kompagnienummer. Auf dem Tschako hatten die Grenadiere einen weissen, die Jäger einen grünen „Pumpen“ (Pompon). Der blaue „Kabutt“ hatte rote Ueberschläge; die „Polis“-Mütze war blau mit rotem Band und einer roten Quaste. An Sonn- und Feiertagen, auf der Wacht, an Königsfesten, bei Ausmärschen u. s. f. wurde die grosse Uniform mit scharlachrotem Rock und Tschako, beim Exerzieren, in der Kaserne und bei kleineren Arbeiten (Corvée) die kleine Uniform mit Aermelweste und Polismütze getragen. Als Waffe diente uns das sogenannte Rollgewehr mit Schloss und Kamin und ein Säbel. Diesen und die Patrontasche trugen wir an breiten, weissen Leder-

riemen kreuzweise über Brust und Rücken*). Alle Monate wurde uns das Reglement von einem Offizier oder einem Feldweibel im Schlafzimmer vorgelesen.

Je nach der Jahreszeit wurde morgens von 4 oder 5 Uhr an Tagwacht geschlagen. Der Wachtmeister kam und rüttelte uns auf. Bisweilen musste er zwei- und dreimal kommen, man nahm es da nicht so genau. Um 8 Uhr war Morgenessen: Suppe mit Ochsen- oder Büffelfleisch und Kartoffeln und jeden andern Tag ein zweipfündiges ungesalzenes Schwarzbrot. Dann marschierten die einen auf die Wacht, die andern blieben auf den Zimmern oder im Hofe und konnten treiben, was sie wollten. Eine dritte Abteilung, sechs Mann von jeder Kompagnie, musste auf Piket stehen. Um 10 Uhr wirbelte es „zum Ausgang". Kameraden, die sich aneinander gewöhnt hatten, zogen gemeinsam hinunter ans gewaltige Meer oder in die belebte Stadt mit ihren engen Strassen. Wir giengen selten einzeln aus. Denn die Ungebildeten hassten den König,**) und unter den Gebildeten mochte es wohl auch viele haben, die ihn gern durch eine Revolution entfernt hätten. Diesen Hass trugen sie natürlich auch auf uns, seine Beschützer, über. So war uns der Zutritt in Privathäuser untersagt. Wir durften keine Allianz machen mit den Bürgern. Zur Zeit der Rebellion aber hielten die Bürger zu uns, weil sie hofften, durch uns den König loszuwerden.

Punkt 12 Uhr war Appell und Mittagessen. Es bestand meistens aus Maccaroni mit Käse oder mit Schaffleisch, oder aus einer Suppe mit dem „Spatz" und Schwarzbrot, oder aus einer Gemüsesuppe, die wir nur die „Radatuli" (Ratatouille) nannten. Zu trinken bekamen wir nur Wasser, wofür wir im Kasernenhof ausnahmsweise einen guten laufenden Brunnen hatten, was für Neapel viel heissen wollte. Von da an bekamen wir nichts mehr zu essen bis zum nächsten Morgen. Wer kein Geld hatte, konnte zusehen, wie andere sich in der Stadt oder in der Kantine gütlich taten. Und einem Nebenverdienst durften wir nicht nachgehen.

Um 1 Uhr wurde wieder „Ausgang" geschlagen, und wir konnten frei über unsere Zeit verfügen bis zum „Betglockenläuten", sofern wir keinen Dienst hatten. Mit Betglockenläuten war es 24 Uhr, d. h. Sonnenuntergang. Der Abend-Appell richtete sich also nach der Jahreszeit. Je länger der Tag, desto länger durften wir ausbleiben, am längsten Tage bis etwa 8 Uhr abends. Nach dem Appell konnten wir uns in der Kaserne, im grossen Hofe oder in der Kantine frei ergehen. Da erzählte man sich seine Erlebnisse oder zettelte gelegentlich eine blutige Revolution an, wie ich später ausführlich berichten werde. Schweizerische Freiheits- und Alpenlieder durften wir nicht singen. Wir hatten zwar einen vierstimmigen Männerchor, den ein Appenzeller, namens Knöpfel, dirigierte; allein wir mussten nach dem Willen der Offiziere ausschliesslich Kriegslieder lernen. Zu einem fröhlichen Singen unserer heimatlichen Weisen kam es nie, nicht zu reden von unsern Jodeln und Jauchzern. Dennoch hatte ich nicht im geringsten jemals Heimweh. Ich dachte, ich habe es ja selbst so gewollt und über-

*) Auf unserer Tafel sind ein Grenadier und ein Jäger des zweiten Schweizer Regimentes dargestellt. Die 1854 in Neapel angefertigte Vorlage unseres Bildes verdanken wir dem Specialkenner schweizerischer Uniformen, Herrn L. Bron in Genf.

**) Wirklicher Hass gegen die Person und Familie des Königs war beim niederen Volke nicht vorhanden. Zu Hass gab nur die unglaubliche Korruption der Beamten aller Art Anlass, und dieser gegenüber war Ferdinand ohnmächtig. Auch die „Schweizer" waren im allgemeinen beim Volke nicht verhasst; sie liessen ihr Geld unter die Leute kommen und zeigten sich im Verkehr mit den Wirten, Bauern etc. meist gutmütiger als die Neapolitaner. *Schm.*

dies könne ich nach Ablauf meiner Dienstzeit wieder nach Hause, wenn ich wolle. Ein Regimentstheater bot hie und da Belustigung im Hofe oder in den Sälen von St. Apostoli.

Nach dem Zimmer-Appell wurde zur Ruhe geblasen oder getrommelt, worauf alle sofort wie auf einen Schlag zu Bett gehen mussten. War ein „Cholderi“ von Wachtmeister da, so durfte man kein Wort mehr reden; wer das Stillschweigen nach einmaliger Warnung brach, wurde im nächsten Augenblicke durch einen herbeigeholten Wachtposten in den Arrest abgeführt. Ein nachsichtiger Wachtmeister aber hörte lange nichts, wenn wir noch gemütlich etwas weiter miteinander sprachen. In den heissesten Monaten, Juni, Juli und August, mussten sich alle nichtdiensttuenden Soldaten von 1—3 Uhr nachmittags zu Bett legen.

Die Offiziere hatten einen Bedienten und ein Privatlogis in der Stadt. War der „Bursche“ tüchtig, so führte er für seinen Herrn die Küche. Die meisten Offiziere aber liessen sich das Essen in einer „stürzenen“ Schüssel aus dem Restaurant holen, hatten immer 3—4 Gänge und lebten herrlich und in Freuden. Ihre Besoldungen waren schön bei dem damaligen höheren Geldwert und dem billigen Leben in Neapel. Die Lieutenants erhielten 1800—2400 Fr., der Hauptmann über 4000, der Major 5580, der Oberst 11,000 Fr. Jahressold. Bescheidener war der Lohn der Unteroffiziere und Soldaten. Ein Feldweibel bezog 60, ein Korporal 10, ein Grenadier und ein Jäger 5, ein Füsilier sogar nur 4 Sous per Tag. Neben dem Sold bekam freilich jeder Soldat jährlich unter zwei Malen einen Beitrag von 9 Dukaten = 36 Franken. Wir betrachteten diese sogenannten „Fond-Masse-Dukaten“ als eine Art königliches Trinkgeld, mit dem der König sagen wollte: „Send do, ehr Narre, machid-i wider emôl e betzeli luschtig!“ Und wir liessen uns das nicht zweimal sagen!*)

Zwischen den Offizieren und Soldaten war kein Verkehr. Schon der Korporal gab sich nicht mehr mit den Soldaten ab. Das Dutzen zwischen Unteroffizier und Soldat war verboten. Man duldete da keine Freundschaft. Gegen Einwendungen der Offiziere oder Unteroffiziere durfte kein Wort gesagt werden. Wenn ein Soldat auch im Rechte war, so hütete er sich wohl, seine Sache auf den Rapport zu geben; er hätte ein Hundeleben bekommen. Doch gab es auch bessere Elemente unter den Vorgesetzten. In unserer Kompagnie hatten wir einen Feldweibel aus Sachsen, der schon genannte Grossmann, ein kleines, schönes und gutes Männchen, ein wahres Kompagnie- oder Soldaten-„Muetterli“. Wir wären für ihn durchs Feuer gegangen. Da gab es keine Chikanen, und immer hielt er auf dem Rapport mit den Strafen zurück. „I chönt gad pflenne, wen-i a-n-en tênke.“ Nebenbei war er sehr haushälterisch und konnte sich als Feldweibel schon ein schönes Stück Geld erspart haben. Er hat's verdient! Gott hab' ihn selig!

Die Soldaten unter sich lebten im ganzen und grossen in fröhlicher Eintracht. Von konfessionellen Unterschieden war nichts zu spüren. Nur herrschte unter ihnen eine babylonische Sprachenverwirrung, da es in jeder Kompagnie Leute aus fast allen Kantonen gab: Tessiner, Urner, Wadtländer, Walliser, Bündner, Appenzeller, St. Galler u. s. f. „Où allez-vous cette après-midi, camarade?“ „Hä, wa mänt der Gaggelari? I verstoh-n-e nüd, was er do use pommeret. Das ist jo pompelusisch!“ Am lustigsten war es aber, wenn die Berner Oberländer sprachen. Wir konnten kein Wort verstehen, obwohl es auch deutsch war. Es schien uns, als ob sie wirklich pompelusisch redeten, wie die Bündner.

*) Die „Masse“ war kein Geschenk des Königs, wie Niederer meint, sondern wurde aus Soldabzügen gebildet und war zur Erneuerung der Ausrüstung bestimmt, falls der Soldat sie verdarb, ehe er kapitulationsmässig solche wieder von der Regierung erhielt. Brauchte der Soldat nichts bis zu diesem Zeitpunkt, so wurde ihm die ganze „Masse“ ausbezahlt.

Der Feldgottesdienst fand bei unserm überwiegend katholischen Regiment ganz unregelmässig und bei gutem Wetter im Hofe von S. Pietro statt. Gesungen wurde dabei nie, wohl aber beim vierten Regiment, das einen protestantischen Oberst und einen eigenen Regimentspfarrer hatte, wie auch das erste Regiment. Der Pfarrer hielt nach kurzem Gebet eine zum Gehorsam mahnende Predigt, und ich war allemal „schuli“ froh, wenn die etwas trockene Geschichte aus war. Dagegen besuchte ich oft mit meinen katholischen Kameraden die Messe, denn es machte mir stets grossen Spass, die theatralischen Bewegungen der italienischen Priester anzusehen.

Eine grosse Rolle spielten im neapolitanischen Dienste die Justiz und die Strafen.

Das Kriegsgericht bestand aus einem Untergericht, in welchem Lieutenants, und einem Obergericht, in welchem die höheren Offiziere sassen. Der Straffall wurde zunächst im Untergericht behandelt; das Obergericht hatte dessen Urteil zu bestätigen oder zu mildern.

Folgende Strafen kamen bei uns in Anwendung:

1. Die *Consigne.* Sie erfolgte für leichte Vergehen. Man durfte nur die Kaserne für so und so viele Tage nicht verlassen und musste Corvée machen, d. h. Dienste aller Art leisten, Kohlen, Oel, Kerzen, Tabak, Wasser und dergleichen holen.

2. Der *Arrest* in einem hellen Raum, für Unordnung im Zimmer oder an den Kleidern, für Verspätungen oder leichtere Widersetzlichkeiten. Bett und Kost blieben die nämlichen; dagegen musste man täglich vier Stunden exerzieren.

3. Das *Cachot,* der strenge Arrest, infolge von Dienstfehlern oder leichterer Betrunkenheit. Man musste auf Stroh in den Kleidern schlafen. Als Decke diente der Mantel.

4. Die *Sawatte* (la savate, der abgenützte Schuh) wurde bei der Kompagnie auf dem Zimmer erteilt und erfolgte namentlich für Schlägereien mit den Bauern oder Bürgern. Der Verurteilte musste sich bäuchlings auf eine Bank legen, und zwei Korporale schlugen aus Leibeskräften mit dem hohen Absatz einer breiten Ledersohle auf ihn ein. Stets war — wie auch bei der Stockstreich- und Spitzrutenstrafe — ein Arzt zugegen, der, sobald der Delinquent erbleichte, den weitern Strafvollzug verbot.

5. *Stockstreiche* mit einem fingerdicken „Haselrütchen“ vor dem ganzen Regiment, wobei der Delinquent mit zwei Riemen auf eine Bank gebunden wurde. Die Richter diktierten 25 bis 150 dieser grauenhaften Streiche. Die höchste Zahl wurde unter zwei Malen erteilt. Nach den ersten 75 Streichen brachte man den blutenden und zerfetzten Soldaten in den Spital. Nach der Heilung bekam er sofort die zweite Tracht. Diese unmenschlichen Qualen waren die Strafe für starke Trunkenheit, für Sittlichkeitsvergehen, Desertieren und Revolten, auch für Effektenverkauf. Während sie vollzogen wurde, nahmen etliche das Taschentuch in den Mund, um nicht zu schreien; etliche „surrten“ oder „pfnächzten“ laut. Mein Regimentskamerad Rohner war der stärkste weit und breit, ein guter, grundbraver Soldat, der aber, wenn er getrunken hatte, immer böse Streiche machte. Einst auf der Rückkehr nach der Kaserne traktierte er einen friedlich daherkommenden Bauer mit dem Säbel, und dem Wachtmeister in Carmine hieb er mit einem Scheit eins über den Kopf. Dafür bekam er Stockstreiche und zwei Monate Cachot. In den vier Jahren seiner Dienstzeit wurden ihm wohl 5—600 Streiche aufgemessen. Als er einmal 100 Sawatten erhalten hatte, stellte er sich vor seinen Hauptmann, strich sich seinen langen Schnurrbart und sagte: „So, Herr Hauptmann, merci!“ Ein anderes Mal rief er, während er geschlagen wurde: „Hebid stärker â, sös schlôf-i î!“

6. Das *Spitzrutenlaufen.* Diese Strafe entsprach unserm früheren Ausstäupen beim kleinen und grossen Gang in Trogen. Zu meiner Zeit kam sie nur noch beim ersten Regiment in Anwendung. Der Sträfling musste mit nacktem Oberleib 6—12 Mal durch das in zwei Reihen aufgestellte Bataillon oder Regiment schreiten. Zwei Korporale schritten vor ihm her und zwei hinter ihm. Sie hielten die Kolben ihrer gegeneinander gelegten Flinten in der Hand, während der Delinquent mit nach unten gestreckten Armen die vier Läufe fassen musste, so dass er wie in einem Zaune lief. Nun hatten die mit Ruten versehenen Soldaten den richtigen Schwung einzuüben und ihm bei seinem Durchgang ihre Hiebe auf den Rücken auszuteilen. Bei dieser Strafe konnte aber doch das Eigentümliche eintreten, dass sie dem Verurteilten nicht viel antat. Jeder Soldat konnte nämlich zuschlagen, wie er wollte, schwach, vielleicht auch nur scheinbar, stärker oder sehr stark und wiederholt, d. h. solange er den langsam an ihm Vorbeischreitenden mit der Rute erreichen konnte. Letzteres geschah bei Sträflingen, deren Vergehen man allgemein missbilligte, z. B. bei Dieben. Hatten wir aber Mitleid mit dem Kameraden, so konnte es geschehen, dass er sozusagen unverwundet und so ziemlich schmerzlos davonkam.

7. Die *Galéa* oder *Galera.* Sie entsprach teilweise unserm Zuchthause. Die Sträflinge nannten wir Galioten. Es gab rote und gelbe Galioten. Jene, die grossen Verbrecher, waren je zu zweien auf Zimmerlänge aneinander gekettet. Diese durften frei in Haus und Hof, in Spitälern, Schiffswerften etc., wo sie gerade Dienst hatten, umhergehen. Ihre Nahrung bestand aus Suppe, Schwarzbrot und Wasser, ihr Lager war eine Pritsche mit einem Teppich. Waren sie aber vermöglich, so konnten sie sich selbst verköstigen, Möbel anschaffen und sich bedienen lassen. Es war ihnen sogar gestattet, unter militärischer Eskorte Besuche zu machen und solche zu empfangen. Auch die roten Galioten durften dies tun; wir mussten sie dann mit geladenem Gewehr begleiten. Ein Dietrich von Basel wurde zu fünf Jahren Galéa verurteilt, weil er sich eine Unanständigkeit erlaubt hatte, als ein katholischer Geistlicher im Spital mit dem „Hochwürdigsten“ durch sein Zimmer schritt.

8. Die *Todesstrafe* durch Erschiessen oder Hängen. Das Todesurteil wurde dem Angeklagten durch den „Kapitän-Grossrichter“ vor dem in Carré formierten Regimente mitgeteilt. Hierauf nahm der Grossrichter einen Stab und sagte, indem er ihn brach und die Stücke dem armen Sünder vor die Füsse warf: „So gewiss ich diesen Stab breche, musst Du sterben!“ Das Urteil des Untergerichtes wurde dann dem Obergerichte vorgelegt und von diesem selbstverständlich bestätigt. Ein Eilbote überbrachte den Entscheid dem Könige, der aber meines Wissens keinen zum Tode Verurteilten begnadigt hat. Sowie der Bote mit der königlichen Bestätigung zurückkam, wurde das Todesurteil vollzogen.*) Lautete es auf Erschiessen, so musste der Delinquent im Kasernenhof auf ein Bündel Stroh knien, die Augen wurden ihm verbunden,**) das Regiment stand regungslos da mit geschultertem Gewehr. Zwölf Mann luden auf ein gegebenes Zeichen ihre Waffen, auf ein anderes schlugen sie an und auf ein drittes drückten sie los. Sechs weitere Mann standen zur Disposition, und falls der Delinquent nicht tötlich getroffen war, schoss ihm einer noch eine Kugel durch die Brust oder das Ohr.

*) Niederer irrt sich hier. Die Justiz in den Schweizer Regimentern war von den neapolitanischen Gesetzen unabhängig, und der König hatte kein Begnadigungsrecht.

**) Gegen das Verbinden der Augen beim Erschiessen haben alle Delinquenten, mit denen ich mich zu befassen hatte, protestiert. In besonderen Fällen trat das „schimpfliche Erschiessen“ („con ignominia“) ein, d. h. von hinten, in den Rücken. *Schm.*

Dann wurde dem Erschossenen die Brust entblösst, die Trommeln wirbelten, die Musik spielte, und das ganze Regiment defilierte vor dem Leichnam, damit sich jeder an diesem schauervollen Anblick ein Beispiel nehme. — Gehängt wurden Attentäter auf den König. Die Todesstrafe durch Erschiessen erfolgte wegen Verrat, Mord und andern schweren Verbrechen, namentlich auch wegen Tätlichkeiten gegen Offiziere und Unteroffiziere. In letzterem Falle brauchte es „fast nichts", um solche Strafe herbeizuführen. Mein Kamerad Ulrich aus Bern wurde kriegsgerichtlich erschossen, weil er einem Unteroffizier, der im Unrechte war und ihn zum Zorn reizte, mit einem kleinen Messer einen unbedeutenden „Kratz" an der Hand beigebracht hatte.*) Ulrich war ein wackerer Bursche und Soldat, aber jähzornig. Nach seinem Tode kam sein Bruder, der zu gleicher Zeit Wachtmeister in meiner Kompagnie war, mit Pension nach Hause.

IV. AUSFLÜGE.

„Hoi, Kameraden! Wo wollen wir heute nachmittag hin bei diesem Prachtswetter? Wir haben ja soeben die „Masse" bekommen, 12 bare Franken. Wie das klimpert in der Hosentasche! Geld wie Heu! Heute muss was die Gurgel ab. Vorschläge! Wohin soll's gehen?" „I's wîß Hüsli zom ticke Lanzi i Potscheliali (Poggio Reale)", lautete ein Vorschlag. „I d'Glashütte bi Piedigrotta zor Santa Maria", rief ein anderer. „Nütz do", schrie ein dritter, „en Frigge wem-mer wider emôl mache!" „Bravo! Juhui! En Frigge, en Frigge!" riefen alle zusammen und rasselten mit den 12 Franken in den Taschen. „Gut so!" sagte ich. „Macht niemand mehr weitere Vorschläge, so schreite ich bei diesem hochwichtigen Falle zur Abstimmung, gerade so, wie unser Landweibel an der Landsgemeinde zu Hundwil oder Trogen abstimmen lässt. — Wem's wohlgfallt, das mer hüt ûszüchid und zom-m-ene Frigge welid, *der* hebi d'Hand uf!" — „Uuf!" — „'s cha nütz andesch gê, as das mer hüt Nomittag göngid gi friggisiere" (fricasser, liederlich leben). „Wem's wohlgfallt, das mer bim ticke Lanzi im wiße Hüsli z'Potscheliali friggisiered, *der* hebi d'Hand uf!" — „Uuf!" — „'s cha nütz andesch gê!" — Jetzt schreiten wir, wie es beim „Frigge" stets Brauch ist, zur Wahl eines Koches, und diesen beauftragen wir ebenfalls nach üblicher Weise, in der Stadt das Notwendige einzukaufen: Mehl, Eier, Käse, Erdäpfel, Baggele (Fische) und dergleichen. Ich werde einstimmig zum Friggisierkoch ernannt und muss auch versprechen, meine Kameraden mit den appenzellischen Nationalgerichten zu beglücken. „Also noch einmal: Getreui liebi Landslüt und Bondesgenosse! Wem's wohlgfallt, dass uns unser Friggisierkoch, Kaspar Niederer, Käsappech machi ond Erdöpfeltutsch ond Bacheschnette, *der* hebi d'Hand uf!" — „Uuf!" — Natürlich wurde auch dieser Vorschlag einstimmig angenommen. Ich gieng in die Stadt und machte unter Begleitung meiner Kameraden die Einkäufe, band sie in ein Wachstuch, und dann gieng's der Wagenstation zu. Hier bestiegen wir alle mit jubelndem Herzen den jederzeit

*) Die Sache verhielt sich doch etwas anders. Der junge Soldat sollte wegen Betrunkenheit und Lärmmachen in den Arrest geführt werden und stach rückwärts den ihm sonst wohlwollenden Wachtmeister. *Schm.*

zur Fahrt nach Poggio Reale bereit stehenden grossen, zweirädrigen Wagen. Zehn bis zwölf Mann fasste dies „Fuhrwerch“. Die halbstündige Fahrt kostete den Mann nur einen Sou. Nach der Ankunft kauften wir beim „Kantini“ (Wirt) für drei bis vier Sous Holz und bestellten Wein: „Vino! Cinque barette! Presto!“ Ich gieng in die Küche und die andern tranken und tanzten und freuten sich bei Würfel-, Karten-, Kegel- und Lottospiel. Wir führten ein Leben, wie die Vögel im Hanfsamen. Die Baretten waren immer auf der Kellerreise. Dann und wann brachten sie auch mir ein Glas in die Küche hinaus. Endlich kam ich mit meinem „Käsappech“, den „Bacheschnette“ und dem „Erdöpfeltutsch“, und jetzt gieng's an ein Schnabulieren, dass jeder noch ein Maul zu wenig hatte. Wem's mit Gabel und Messer zu langsam gieng, der nahm's mit den Fingern, wie Adam und Eva. Nachdem wir uns satt gegessen und den Durst mit achtunggebietender Ausdauer und Sorgfalt gelöscht hatten, wurde zum Aufbruch geblasen. Wir rechneten alles zusammen und verteilten die Summe gleichmässig auf den einzelnen. Es traf jeden etwa 17 Sous. Dann bestiegen wir wieder unsern Wagen und kamen noch zur rechten Zeit und in gutem Zustand in Carmine zum Abendappell.

Es gieng jedoch bei unsern Ausflügen nicht immer so friedlich zu und her.

Einmal, es war am Ostermontag 1858, machten unser 12 Kameraden einen Ausflug in das nahe Ponticelli, wo ein hohes Fest gefeiert wurde. Wir assen und tranken in einer Osterie und waren guter Dinge. Als wir zum Wirtshaus herauskamen, war das Dorf so voll von Leuten, dass man auf den Köpfen hätte laufen können. Einer meinte: „Hier ist nicht gut durchmarschieren! Es soll einer den Korporal machen!“ Blitzschnell, als ob uns unser Brigadier kommandierte, stellten wir uns in zwei Glieder. „Achtung! Vorwärts, Marsch!“ brüllte unser provisorischer Korporal Rohrer, ein Berner, uns zu, dass es weithin wiederhallte und viele Leute vor Staunen und Schrecken die Hände zusammenschlugen. Das machte Eindruck. Der Knäuel lockerte sich, so dass wir wie durch eine breite Menschenstrasse stramm, mit trotzigherausfordernden Blicken unbehelligt durchmarschieren konnten. Immerhin liessen sich gleich im Anfang des Durchmarsches murrende Stimmen hören. Der Lärm wurde immer stärker und verwegener. Endlich waren wir aus dem „Gramböl“ heraus, und wir sollten noch eine Brücke passieren — da flog nach heimtückisch-italienischer Art ein förmlicher Steinhagel über uns her. „Abasso, abasso gli Svizzeri rossi! Vagabondi! Ammazzateli!“ schrien Männer und Weiber wie besessen durcheinander. „Achtung!“ überbrüllte sie unser Korporal. „Sabel raus! Zieht vom Leder! Drescht wacker drauf los, Kameraden! Es gilt unser Leben. Einer für Alle und Alle für Einen! Hurrah!“ Wir schlagen auf die Köpfe ein, wie die alten Sempacher, als auf einmal zwei Kameraden von Vogelflintenschüssen verwundet werden. Und als die „Tschinggen“ gar noch mit Feldgeräten auf uns losziehen, da überkommt uns eine völlige Raserei. Die Säbel wirken in unsern Schweizerarmen wahre Wunder, die heulende Rotte zieht sich zurück. Zwei ihrer Rädelsführer flüchten sich in eine Wagnerbutik. Wir ihnen nach: „Heraus mit Euch, Ihr miserablen Lazzaroni!“ Umsonst schreien die Weibsleute zu den Fenstern heraus und strecken uns das „Muttergottes-Trückli“ entgegen mit dem Rufe: „Fate loro grazia, Signori! Preghiamovi, grazia!“ Mit einem Wagenrad drücken wir die Türe ein, packen die schlotternden Männer am Kragen und im Nu haben wir sie vor dem Hause. „Halt! Was ist los? Gebt die Männer frei, sonst erwürgt Ihr sie noch!“ schallt es plötzlich aus dem Munde des herbeigerufenen Kriegskommissärs*) von Ponticelli, der seinen sechs Gensdarmen die zwei Helden übergibt. Wir erklärten ihm getreu den Sachverhalt, dass wir keinem

*) Es war wohl der Sindaco oder der Questore (Polizeirichter).

Menschen ein Haar gekrümmt und dass wir aus Notwehr gehandelt hätten. „Nun — ich werde die Sache untersuchen und Eurem Regimentskommandeur heute Abend noch rapportieren. Kehrt ruhig in Eure Quartiere zurück!“ Es ward Ruhe ringsumher und die Arrestanten wurden abgeführt. Aber wie sahen wir aus! Die weissen Hosen und das weisse Bandelier mit Blut bespritzt; der Eine blutete am Kopfe, der Andere an der Hand, der Dritte am Bein. „Das wird ein Aufsehen geben zum Gotterbarmen, wenn wir in die Garnison einrücken“, sagte ich mit dem Behagen eines Siegers in einer gerechten Sache. Noch vor Betglockenläuten langten wir in Carmine an. Im Hofe stürzten die Soldaten auf uns zu: „Ums Himmelswillen, was habt Ihr gemacht! Wie seht Ihr aus! Ihr seid ja alle blessiert und blutet! Das werd e schöni Liferig gê! Wöösch Glöck!“ Mit unverhaltener Freude schilderten wir ihnen unsere blutige Bauernschlacht, geschlagen am Ostermontag an der Brücke zu Ponticelli, in einer Stärke von zwölf Mann gegen etliche hundert Lazzaroni. Aber unsere Siegesfreude war von kurzer Dauer. „Auf, in Arrest!“ wetterte uns der Wachtmeister am folgenden Morgen in aller Frühe an. Das war kurz, aber wir wussten doch, woran wir waren. Oberst Sury verhörte uns dann und las uns die Leviten. „Wenn Ihr nichts mit den Ponticellern zu tun gehabt hättet, so hätten sie auch nichts mit Euch zu tun gehabt.“ Wir beteuerten unsere Unschuld und dass wir zur Notwehr gezwungen worden seien. Er aber schnauzte uns nieder: „Das glaube ich nicht! Wartet nur, Ihr verfluchten Kerls! Ihr wollt mich noch anlügen! Ich weiss es ganz gewiss, dass die Bürger nichts gegen Euch hatten! Ich will Euch schon ranschieren!“ Der Kapitän-Grossrichter verurteilte uns zu 20—60 Tagen Arrest, je nachdem einer besser oder weniger gut sich ausreden konnte. Das eingeschlagene Tor und das zerbrochene Wagenrad hatten wir zu bezahlen.

Ein anderes Mal giengen wir unser sechs lustige Kameraden nach S. Elmo in die sogenannte „neue Welt“, einen Lieblingsort der Soldaten. Es ist der höchste Punkt der Stadt und verbindet mit einer prachtvollen Aussicht eine Kantine mit vorzüglichen Weinen und Maccaronen. Auf dem Rückwege begegneten wir einem alten Geistlichen, der auf einem Eselchen ritt und dieses nach roher Italienermode mit einem Messerchen unaufhörlich in den Rücken stach, dass dem armen Tierchen das Blut links und rechts über den Rücken hinabrieselte. Diese Barbarei tat uns in der Seele weh. „Wem-mer de tick Sönder nüd gad abeschlage?“ fragte einer. „Lass mich, lass mich“, raunte ein anderer, und patsch! lag die flache Säbelklinge auf dem Rücken des Tierquälers und er selbst im nächsten Augenblick im Graben. Wir stoben auseinander, so schnell uns unsere Beine tragen konnten. Es war zum Glück kein Augenzeuge da. Als wir abends im Quartier einrückten, der Eine jetzt, der Andere später, der Eine von der Richtung, der Andere von einer andern, stand der geistliche Herr am Portal und musterte jeden mit schlauem Blicke. Aber er vermochte keinen zu erkennen, weil wir nicht mehr zu sechs beisammen waren. Wir aber haben einander froh und verständnisinnig „zuegschmöllelet“ und keinem Menschen etwas davon gesagt. Denn es gab auch „Flattör“ unter den Soldaten, und unsere Strafe wäre gewiss 100 jener entsetzlichen Stockprügel gewesen. Denn gegen die Geistlichkeit war nicht aufzukommen.

Im Juni 1858 erlebte ich den grossen Ausbruch des Vesuv. Wie eine mächtige Feuersäule stieg es aus dem Bergkegel empor. Bis weit ins Tal hinunter ergoss sich die anfangs rotglühende Lava. „Diese gewaltige Naturerscheinung möchte ich denn doch in der Nähe anschauen,“ sagte ich zu drei Kameraden. „Es wäre doch bei Gott eine Schande, schon so lange in Neapel gewesen zu sein und dies nicht gesehen zu haben. Kommt mit, das wird einen

Höllenspektakel absetzen dort oben!“ Anstandslos erhielten wir die Permission für den Mittagsappell, mussten aber zum Abendappell erscheinen. Morgens um 10 Uhr brachen wir auf. Links bei Portici kamen wir an einigen Bauernnestern vorbei. Auf fruchtbarem, grünem Wiesboden stiegen wir den Berg hinan und kamen bald an einen Lavastrom, der sich aber nicht mehr weiter talabwärts wälzte. Auf der Oberfläche war er erkaltet, schwarz und gelb, inwendig aber glühte er weiter. Schwefeldünste brachen aus ihm hervor. Diesem Strome giengen wir nach. Immer stärker hörten wir das Knattern und Knallen des Ausbruchs, als ob mit Gewehren und Kanonen geschossen würde. Immer heisser wurde es unter unsern Füssen, immer heftiger erzitterte der Boden. Doch giengen wir weiter dem Krater zu, aus welchem der Hauptstrom floss.*) Der „Guss“ lief schnell. Es sah aus, als ob kleinere und grössere, in allen Farben glitzernde, feurige Lawinen sich in einem Feuerstrom daherwälzten und überkugelten. Ganz an den Krater hinan wagten wir uns nicht, weil wir dachten, es könnte auf einmal alles einfallen und wir mit hinunter. Aber unter allen Zuschauern waren wir doch die einzigen, die dem (Ausbruch)-Krater möglichst nahe kamen. „Do wem-mer ufhöre“ sagte ich. Die andern stimmten zu: „Do steckid-mer uf. Mer wend goh. I cha fascht nomme schnufe!“ Es strömte uns eine solche Glut entgegen, dass wir dem Schauspiel nur noch durch die vorgehaltenen Finger zusehen durften, wenn wir nicht riskieren wollten, das Augenlicht zu verlieren. Denn es war gerade so, wie wenn man in einer Glocken- oder Glasgiesserei den Schmelzofen öffnet. So floss aus dem grossen Höllenloch die glühende Lava heraus und bergab, schneller oder langsamer, je nach dem Gefälle. Und zwischenhinein spie der Berg einzelne Brocken turmhoch auf, und man musste schauen, dass man nicht auf diese Weise noch ums Leben komme. „Jä, e tondesch e schös Aaluege!“

Eine volle halbe Stunde hielten wir es aus in dieser entsetzlichen Hitze. Dann wandten wir uns ab und betrachteten noch die wunderschöne Aussicht über Land und Meer, den Golf, die Inseln, die Dörfer, Neapel und die Campagna. Im Laufschritt traten wir den Rückweg an, um noch zum Appell zu kommen. Hunger und Durst quälten uns, aber einkehren und ausruhen durften wir nicht. Eine grosse Strecke Weges konnten wir noch fahren. Trotzdem kamen wir zu spät zum Appell. Sofort giengen wir zum Feldweibel, meldeten und entschuldigten uns. Als er sah, dass alles gut im Stande und keiner von uns angeheitert, geschweige denn betrunken sei, gab er uns nicht auf den Rapport.

V. AUSMARSCH UND FESTE. DER KÖNIG.

Während meiner $5^1/_2$ jährigen Dienstzeit in Neapel hatten wir einen einzigen Truppenzusammenzug mit Ausmarsch nach Capua. Dieses Manöver sollte eigentlich alljährlich stattfinden und soll früher auch regelmässig stattgefunden haben. Die ganze Garnison, Neapolitaner und Schweizer, musste alsdann ausrücken.

Zur Aufrechterhaltung der Ordnung an Festen, Prozessionen, zum Kirchendienste, zur Theaterwache wurden wir Schweizer bevorzugt; denn die Neapolitaner waren rauhe Kerle

*) Es war nicht der Hauptkrater, sondern eine Oeffnung auf der Seite des Berges.

und grob mit den eignen Leuten und hieben sofort mit den Gewehrkolben drein. Die Schweizer aber waren humaner.*) Wir taten diese Dienste gern; denn abgesehen davon, dass man dabei seine Nase immer zuvorderst haben konnte, wurden wir dafür meistens gut bezahlt. Nur bei Prozessionen bekamen wir bisweilen keinen Lohn, sondern nur Dank.

Am 8. September fand alljährlich das Piedigrottenfest zu Ehren der Santa Maria (Vergine) di Piedigrotta statt. Es wurde mit dem grössten Pomp gefeiert. Alle Truppen aus der Stadt und der nächsten Umgebung mussten mit ihren Fahnen aufmarschieren. Der König stand auf der Schlossterrasse und schaute zu, wie sie defilierten. Dann trat er unter Kanonendonner mit der ganzen Familie aus dem Schloss heraus, um am Festzug teilzunehmen. Drei „goldige" Kutschen eröffneten den Zug. Die erste trug nur des Königs Krone.**) In der zweiten fuhren der König und neben ihm die Königin Therese, eine österreichische Prinzessin. In der dritten kam der Kronprinz Franz und dann folgten in vielen Kutschen die königliche Familie, Minister, Offiziere u. s. f. Sogar zu Fuss sah ich ganz alte, pensionierte Generäle im Zuge, die bei diesem Anlasse die Uniform auch wieder einmal trugen. In der Piedigrottenkapelle hörte der König eine Messe an, und dann fuhr er unter „malionischem" Kanonendonner ins Schloss zurück.

Ein zweites „königliches Fest", bei dem wieder die Truppen aufmarschieren mussten, fand am 8. Dezember statt. In einer provisorisch errichteten Kapelle auf dem Champ de Mars wohnte der König mit dem Generalstab einer Messe bei. Nach derselben hob der Pfarrer die Monstranz in die Höhe; alles Militär nahm den Tschakko ab und fiel auf die Knie, worauf der Segen über uns alle ausgesprochen wurde. Zum Schlusse hatten wir mit geschultertem Gewehr vor dem König vorbeizudefilieren.

Der König Ferdinand war ein schöner, stattlicher, ungewöhnlich grosser und fester Mann von gesundem, frischem Aussehen, mit blondem Haar und langem Schnurrbart. Wir waren stolz auf ihn, so oft er einmal das Oberkommando führte. Wie nicht gerade „ein zweiter in Europa" instruierte er uns mit seiner „groben", durchdringenden, mächtigen Stimme. Wir passten allemal auf wie Häftlimacher und dann lief alles „fadeglatt". Immer noch höre ich diese weithinschallende Riesenstimme; „'s hed allimol gad gschnatteret, ond seb hed's!" Er kommandierte in italienischer Sprache. Die Obersten nahmen ihm das Kommando ab und kommandierten uns deutsch.

Der König empfieng jeden zur Audienz und nahm alle Reklamationen entgegen. Man hütete sich aber wohl vor solchen Schritten. Denn man machte sich bei den Offizieren verhasst und wurde gelegentlich noch obendrein gestraft.

Jeder Soldat musste den König lieb haben. Er war leutselig und sprach mit dem Niedrigsten. Ganz besonders gnädig bezeigte er sich uns Schweizern gegenüber, auf die er sich, wie er wohl wusste, sicher verlassen und die er um den kleinen Finger wickeln konnte. Sogar die Suppe hat er gelegentlich mit uns gegessen. Ich erinnere mich noch gut! Dort auf dem Champ de Mars war's, als wir bivouakierten. Da kam er stolzen Schrittes auf uns zu, nahm einem Soldaten die Suppengamelle und den Löffel aus der Hand und gab ihm einen Piaster (5 Fr.) mit der Bemerkung, er möge sich dafür etwas kaufen. Dann fuhr er mit dem Löffel in der Suppe herum und ass, um zu versuchen, ob die Soldaten auch recht zu essen

*) Nicht wegen ihrer „Humanität" wurden sie bevorzugt, sondern weil ihre scharlachroten Uniformen am meisten Parade machten! *Schm.*

**) Das glaubten wenigstens die Soldaten.

hätten. Die Rebellion vom Juli 1859 wäre nie ausgebrochen unter der Regierung Ferdinands. Wir hatten doch im ganzen und grossen samt den Offizieren ein fideles Schlaraffenleben. Unter seinem Sohne Franz aber kam alles anders. Der war so unpopulär als nur möglich.

Der König residierte in der Regel im königlichen Palaste in Neapel. Zur Abwechslung nahm er seinen Sitz auch in Portici, Caserta und auf Capodimonte. Er fuhr in einer Kutsche mit Vorreiter und zeigte sich bald in Generalsuniform, bald schwarz gekleidet in Civil und nahm den Gruss freundlich entgegen. Früher fuhr er in langsamem Schritte durch die belebten Strassen in Neapel. Seit den Attentaten aber von 1856 und 1857 liess er sich nur noch selten sehen, und wenn er es tat, so fuhr sein Wagen rasch dahin.

Im Jahre 1856 nämlich versuchten sie den König samt dem Arsenal am Meere in die Luft zu sprengen. Er wollte eines Tages (am 17. Dezember) die Kriegsschiffe und die Batterie auf dem Molo inspizieren. Er kam mit seinem Generalstab und war eben im Begriffe, in ein Dampfschiff einzusteigen. Da gieng ein erderschütternder Knall los; der König und sein Stab flohen und kamen unversehrt in den Palast zurück.

Ich war in meiner eine halbe Stunde vom Molo entfernten Kaserne Carmine. Beim Knall warf es uns hoch vom Boden auf. Die grössten Steine wurden weit ins Meer hinaus und über die Stadt hin geschleudert. Weit und breit war keine ganze Fensterscheibe mehr. Alles stürzte auf die Strassen und jammerte. Wir sahen nichts mehr als ein kleines Räuchlein und bemerkten, dass der zur Hälfte unter dem Wasser im Felsen eingegrabene Pulverturm samt der Molo-Batterie verschwunden waren. Es war uns recht, dass es unserem Könige nichts getan hatte. Immerhin sagten wir: „Ischt der nöd do, so chônt wider en Andere!“ Verhaftungen wurden zahlreiche vorgenommen; es konnte aber nichts Sicheres herausgebracht werden. Man sagte, dass ein Bürgeraufstand hätte stattfinden sollen, wenn der König und sein Stab in die Luft geflogen wären.*)

Nach etwa vier Wochen (am 4. Januar 1857), als noch lange nicht alle Scheiben repariert waren, gieng der Teufel schon wiederum los. Ich war auf der Wache im Arsenal; da wurden wir nachts zwölf Uhr durch einen mächtigen Knall von der Pritsche, auf der wir schliefen, aufgeworfen. Wir wie der Blitz hinaus! Alle Lichter wurden ausgelöscht, die ganze Stadt und Umgebung wurde dunkel und war in Aufruhr. Lärmen, Rufen, Jammern überall. Ein mit 40 Zentnern Pulver beladenes Kriegsschiff war in die Luft geflogen. Die Schiffsoffiziere befanden sich zu derselben Zeit im Theater und entrannen so dem Tode. Auch diesmal führten Verhaftungen zu keinem Resultate.

Schon vor diesen Ereignissen war ein wirkliches Attentat auf den König gemacht worden. Bei der grossen Parade vom 8. Dezember 1856 defilierten die Truppen nach dem Hochamt wie gewöhnlich vor dem König. Da trat ein Soldat des achten Jägerbataillons, der sich schon im Jahre 1848 an einem Aufstand beteiligt hatte**), aus Reih und Glied und wollte den König erschiessen. Aber die Kapsel versagte. Schnell suchte der Attentäter den König mit dem Bajonette zu erstechen. Der König parierte die Waffe mit dem Arm, wurde aber doch noch in den Schenkel gestochen. Der Attentäter wollte seine Familie rächen, deren Vermögen

*) Es handelte sich schwerlich um eine Verschwörung. Der König war in jenen Tagen (siehe unten die Nachricht über das Attentat vom 8. Dezember) gewiss auch nicht in der Lage, eine Inspektion vorzunehmen. Die wiederholten Explosionen scheinen „zufällige Folgen der durch Erregung gesteigerten Unruhen“ gewesen zu sein.

**) Agesilao Milano aus Calabrien.

konfisziert worden war. Als man ihn fragte, ob ihn die Tat nicht reue, antwortete er: „Ja, es reut mich, dass ich den König nicht sofort töten konnte.“ Er wurde gehängt, was für den Soldaten eine besonders entehrende Todesstrafe war.

Etwa $2^1/_2$ Jahre nach dem Attentat starb König Ferdinand an den Folgen seiner Verwundung.*) Er wurde im königlichen Schlosse ausgestellt. Jedermann durfte ihn ansehen, aber ohne vor dem Sarge stille zu stehen. Am Tage seiner Beisetzung waren alle Strassen mit Meersand bestreut, damit man beim Fahren und Gehen ja kein Geräusch höre. Kein Wagen, kein Tier durfte auf den Strassen gesehen werden, durch die der Leichenzug passierte. Ein Teil von uns musste am Leichenbegängnisse Spalier bilden und zwei Stunden lang mit Sack und Pack in „gälliger“ Sonnenhitze regungslos dastehen. Ein anderer Teil begleitete zuhinterst den Zug mit umgekehrtem Gewehr.**) Sogar die Pferde mussten das Ansehen machen, als ob sie trauerten. Man band ihnen nämlich den Kopf etwas hinunter, damit es schiene, als ob sie mit gesenktem Kopfe, steif und traurig einherschritten, wie wir es auch an Leichenbegängnissen zu tun pflegen.

Des Königs ältester Sohn Franz kam schon mit etwa 20 Jahren auf den Tron.***) Er war ein bleiches, mageres und kleines Bürschchen und wir sagten uns: „Äh bhüet-is Gott ond Vatter! ischt das e schreckhafts-bbrings Pörschli zom-e-ne König. Do ischt der alt en andere Feger gsê.“ Er war durch die letzten Ereignisse eingeschüchtert und fürchtete sich vor uns. Als wir ihm den Eid schwuren, wagte er sich nicht zu zeigen. Auch versuchte er es nie, weder die neapolitanischen Truppen noch uns Schweizer zu kommandieren.

VI. DIE REBELLION.

Im Jahre 1858 war meine vierjährige Dienstzeit abgelaufen und ich hätte meinen Abschied nehmen können. Ich entschloss mich aber noch einmal auf vier Jahre zu „engagieren“. Denn ich sagte mir: Du wärest doch wohl dumm, wenn du's nicht tätest. In Neapel hat's dir bisher gut gefallen, und was wolltest du nach einem so schönen Leben zu Hause anfangen? Wieder weben? Pfui, da ist mir meine Gesundheit vorläufig noch zu lieb. So aber bin ich „frei, ledig und los“, wie der „erste Zedel“ und habe keine weitern Sorgen als um mich selbst. Im nächsten Jahre musst du bedankt werden, bekommst dann das Handgeld von 56 Dukaten und erst dazu noch das Bedankungsgeld und die „Masse“. Dann kannst du immer noch machen, wie du willst.†)

*) 22. Mai 1859.

**) Das heisst, das Gewehr wurde mit dem Kolben nach oben, der Lauf nach hinten und unten im Arme getragen. So geschah es auch während der Tage von Charfreitag bis Ostern. *Schm.*

***) Franz II. war am 16. Januar 1836 geboren, zählte also doch schon 23 Jahre.

†) Niederer hielt sich wohl mit andern angeworbenen Soldaten überzeugt, dass nach Ablauf der 30-jährigen Kapitulationsfrist im Jahre 1859 und mit der Erneuerung des Vertrages besondere Auszahlungen (Handgelder etc.) an jeden einzelnen Mann erfolgen würden. Diese Auffassung beruhte aber auf einem Missverständnis. In der Kapitulation steht nichts von solchen Verpflichtungen der neapolitanischen Regierung. Nur im Falle einer wirklichen Aufhebung der Kapitulation, wie sie nach der Revolte des Jahres 1859 wirklich erfolgte, kamen Bestimmungen über Pensionen in Anwendung.

Allein ich hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht und musste sie teuer bezahlen.

Eines Tages drangen nämlich Offiziere des vierten Regiments mit Ueberrumpelung eines jungen unerfahrenen Schnaufers, der auf der Wache stand, in das Consigne- oder Piketzimmer ein und entwendeten zwei Regimentsfahnen unter dem Vorwande, das Zimmer müsse geweisst und die Fahnen müssen repariert werden. Statt dessen aber wurde auf der Schneiderbutik das schweizerische Wappen aus den Fahnen herausgeschnitten. In diesem verstümmelten Zustande wurden sie alsdann, aufgerollt wie immer, wieder auf das Consignezimmer zurückgebracht. Die Soldaten des vierten Regiments sagten allgemein, es sei an Stelle des Schweizer Wappens das neapolitanische gesetzt worden. Morgens 6 Uhr habe dann General Wyttenbach das Regiment mit aufgerollten Fahnen ausrücken und das Carré formieren lassen, um die Mannschaft anzufragen, ob ihr die „Tenue“ des 13. Jägerbataillons gefallen würde. Das ganze Regiment aber habe wie ein Mann gerufen: „Wir bleiben auf der Tenue, wie die Schweiz mit dem König Ferdinand vor 30 Jahren kapituliert hat.“ Zwei Tage später habe sich die gleiche Scene wiederholt. Auf das Kommando von General Wyttenbach sei kein einziges Gewehr vor den Fahnen präsentiert worden. „Das sind nicht mehr unsere Schweizer Fahnen,“ habe die Mannschaft geantwortet, „die Schweizer Wappen sind herausgerissen!“ Die Offiziere wagten dann nicht mit Strafen einzuschreiten; sie merkten, dass es nicht mehr geheuer sei. So erzählte Joh. Ulrich Künzler, damals Soldat vom vierten Regiment. Die nämliche Entwappnung wurde kurz nachher an den Fahnen des dritten Regimentes und gleich darauf auch an den unsrigen im zweiten Regiment vollzogen.

Erst lange Zeit nachher erfuhren wir in der Schweiz, dass die in Italien niedergelassenen Schweizer den Bundesrat durch eine Petition ersucht hatten, die Kapitulation mit Neapel aufzuheben, weil sie die Schweizer dem Hohne des nach Freiheit strebenden italienischen Volkes preisgebe. Daraufhin sei der Bundesrat mit dem Könige von Neapel in Unterhandlung getreten und habe von ihm die Versicherung erhalten, dass die in seinem Dienste stehenden Schweizer Regimenter fortan weder eidgenössische Farben noch Kantonalwappen tragen dürften. Allein kein einziger Soldat hatte von dieser Unterhandlung Kenntnis. Der König und die Offiziere besorgten die Entfernung der Fahnenwappen hinter unserm Rücken. Das musste doch von uns als ein Willkürakt angesehen werden. Als die Anordnung auch im dritten und zweiten Regiment durchgeführt war, da hiess es in allen Kantinen und auf allen Spaziergängen: „Unsere Fahnen sind zerrissen, die Schweizer Wappen daraus entfernt! Man will uns auf neapolitanischen Fuss stellen und uns zu Neapolitanern machen, damit sie mit uns anfangen können, was sie wollen und uns nicht mehr bedanken müssen. Unseren Regimentsoffizieren ist es um ihre fetten Gehalte zu tun. Sie sind an ein flottes Soldatenleben gewöhnt und haben dem König wohl angegeben, sie wollten im Notfall mit ihren Landsleuten auch nach der Entfernung der Wappen schon noch fertig werden.“

Ich war eben von einem vierzigtägigen „Hitzfieber“ so leidlich genesen und kam gerade in die Rebellionsstimmung hinein. Der Arzt erklärte mich zwar noch nicht für geheilt und wollte mich durchaus noch 5—6 Tage im Spitale zurückbehalten, und hätte ich ihm gehorcht, so wäre es mein Vorteil gewesen. Aber, wie es so geht auf der Welt: „es hed halt ebe müese sî.“ Der Arzt gab schliesslich meinen Bitten nach und liess mich ziehen, aber mit dem „Abstentionsbrief“, dass ich mindestens noch fünf Tage lang zu keinem Dienste herbeigezogen werden dürfe. Da kommt gerade am vierten Tage vor Dienstbeginn mein Verhängnis auf mich zugeschritten, mein Kamerad Hugentobler, und dringt in mich: „Du, Kaspar, bist immer

ein guter Kerl gewesen und hast den Leuten zu liebe getan, was Du immer nur von den Augen ablesen konntest. So tue mir doch den grossen Gefallen und übernimm für mich heute Abend hier in der Garnison den Wachtdienst. Ich möchte so gern heute länger ausbleiben. Hier hast Du 20 Sous, und dann übernehme ich morgen Deinen Dienst in einer andern Garnison." „Gut so, ist mir gleich, ich will's tun," antwortete ich. Nach dem Abend-Appell entfernten sich wie gewöhnlich alle Offiziere mit Ausnahme des Consigne-Offiziers in ihre Quartiere in der Stadt, und die dienstfreien Soldaten standen im Hofe herum oder giengen auf ihre Zimmer oder in die Kantine. Da sagte ich zu meinen Wachtdienstkameraden: „Wisst Ihr was! Ich will den Zunder ins Pulverfass legen, wenn's kein anderer tun will. Morgen Abend nach dem Appell gebe ich durch einen Fingerpfiff das Zeichen zur Rebellion. Du, Graf, müsstest bei Gott kein Rütiger sein, wenn Du mir den Pfiff auf der andern Seite der Kaserne nicht abnähmest. Dann eilt jeder aufs Zimmer, rüstet sich kampffähig aus, versieht sich mit den 40 Patronen und stellt sich flugs im Hofe unten auf. Irgend einen machen wir dann zum Kommandanten." Das machte mächtigen Eindruck und wurde mit Windeseile von Regiment zu Regiment getragen, was um so leichter gieng, als alle Garnisonen nahe beieinander lagen. „Gut so," erwiderte Graf, „ich nehme Dir morgen den Pfiff ab. Als Bub schon hast Du Fingerpfiffe losgelassen, dass man sie fast in Rheinegg unten noch hören konnte."

Der fatale 7. Juli 1859 war da, Abend-Appell vorbei. Auf den Zimmern hatten sich schon viele kampffertig ausgerüstet und harrten meines Zeichens. Ich war noch nicht „grüscht", als der alte, schon 20 Jahre im Dienste stehende Bolliger mir sagte: „Niederer, bleib Du da! Tu's nicht! Es könnte kritisch herauskommen!" Ich aber erwiderte: „Wenn es alle so machen, so gibt es ja nichts. Ein Mann, ein Wort! Leb' wohl, Alter!" Flugs eilte ich hinunter in den Hof und pfiff den schrillen Pfiff durch das Gemäuer hin. Im gleichen Augenblick beantwortete ihn Graf und im Nu waren wir etwa 200—250 Mann versammelt: eine verhältnismässig kleine Zahl, auch wenn man in Betracht zog, dass ein grosser Haufe auf der Wacht war. Allein wir trösteten uns mit dem Gedanken an den Beistand des dritten und namentlich des vierten Regiments. „Niederer," riefen sie, „geh und mach' den Tambour!" Ich wies dieses Ansinnen ab, da eben etliche unserer getreuen Regimentstambouren sich uns anschlossen. „Dass aber keiner die Trommel rühre! Es ist jetzt 9 Uhr. Warten wir mit dem Trommeln zu, bis wir wenigstens einige Regimentsfahnen und mehr Hülfe haben." Unser Feldweibel Pampo trat auf uns zu, machte uns auf die Gefährlichkeit unseres Unternehmens aufmerksam und ermahnte uns, davon abzustehen. „'s Maul zu! Das kennen wir gut genug. Mach', dass Du fortkommst!" Pampo eilte davon, nachdem wir ihn noch etwas unsanft „ommegschuflet" hatten.

„Tambouren voraus! — Vorwärts, Marsch!" kommandierte ein Korporal, und wir setzten uns unter Besprechung unserer Lage und unseres Vorgehens ruhig und gemessen in Bewegung, ohne auf dem Marsche von einem Regiment zum andern, nach Capodimonte zum König und schliesslich auf das Champ de Mars gelärmt oder je einen Schuss abgegeben zu haben. Ich betone diese unsere Haltung um so mehr, als von unkundiger Seite berichtet wurde, wir seien im Eilmarsche durch die Strassen gerannt und hätten gelärmt und geschossen.*) Weshalb hätten wir eilen sollen? Unser Ziel erreichten wir immer noch früh genug! Weshalb hätten wir lärmen sollen? Unsere Stimmung war ja eine ernst-gedrückte. Weshalb und auf wen hätten wir schiessen sollen? Auf die Neapolitaner, die unser Vorgehen begrüssten, als sie nur einmal

*) Augenzeugen versichern doch, dass nicht alles so ruhig und still vor sich gieng, wie Niederer es sich in seiner Erinnerung zurechtgelegt hat. Es wurde gelärmt und geschossen. *Schm.*

wussten, dass wir rebellierten! Die Porta des Kastells war geschlossen; aber der Kastellkommandant, ein alter, ausgedienter Soldat, liess sich nach kurzem Widerstand ruhig am Arme führen, um das Tor zu öffnen. Vor dem Tore hielten wir noch einige Minuten an und berieten uns, ob wir von nun an doch durch die Gassen schlagen lassen sollten. Wir beschlossen einhellig, es noch nicht zu tun, weil das zu frühe Trommeln uns nur nachteilig gewesen wäre. Trotz einer gewissen Beklommenheit hatten wir dennoch eine wahre Freude an unserem Vorhaben und marschierten, gespannt auf die Dinge, die da kommen sollten, nach Santi Apostoli hinauf, das wir nach etwa 20 Minuten erreichten. Wo wir hinkamen, jammerten und schrien die Leute und schlugen in ihrer Angst Fenster und Läden zu, weil sie glaubten, es gehe ihnen an den Kragen. Die Porta auf Santi Apostoli war geschlossen und alles mäuschenstill. „Macht auf! Schweizer!“ rufen wir und klopfen mit dem Gewehrkolben an das Tor. Die Wache öffnete sofort und liess uns ohne weiteres hinein. Die Truppen lagen in der Kaserne. Jedoch waren zwei Kanonen aufgestellt und die Kanoniere schussbereit daneben. Aber sie schossen nicht auf uns; denn Tags zuvor hatten wir es unter einander ausgemacht, dass wir nicht aufeinander schiessen wollten, und namentlich die Kanoniere nicht, auch wenn sie dazu kommandiert würden. Die Schildwache liess uns ohne Gegenwehr die Regimentsfahnen aus dem Piketzimmer wegnehmen, und erst, als wir die Fahnen hatten, erschienen die Offiziere einer um den andern. Oberst Candia liess Generalmarsch schlagen und die Truppen gegen uns ausrücken. Dann kam er auf uns zu und schmeichelte uns und wollte uns mit einer „Predigt“ beschwichtigen und zum Rückzuge bewegen. Allein wir sagten, dass wir uns nicht länger für den Narren halten lassen wollten. Wir seien nicht mehr schuldig, dem Könige zu dienen; die Zeit sei abgelaufen; unsere Fahnen habe man zerrissen, das alles wolle man uns verheimlichen. Als der Oberst sah, dass es uns ernst war, und Anstalten machte, sich zurückzuziehen, drangen die Grenadiere auf ihn ein, schlugen ihm das Käppi vom Kopfe herunter, rissen ihm die Epauletten weg und warfen ihm den zerbrochenen Degen vor die Füsse. Dann durchschüttelten sie ihn gehörig und sprachen mit ihm schweizerdeutsch. Schliesslich liessen wir ihn laufen, ohne ihn jedoch im geringsten blessiert zu haben. Flugs machte er sich mit den Offizieren auf und davon.

Nun riefen wir unsern Regimentsbrüdern zu: „Kommt jetzt und kämpft mit uns für unser gutes Recht, wie ihr es uns versprochen habt. Zwingen aber wollen wir keinen. Tambouren voraus! Hinauf zum dritten Regiment!“ Viele schlossen sich uns an, viele aber blieben aus Furcht auch hier zurück. Mit Trommelwirbel rückten wir in S. Giovanni a Carbonara ein. Unsere Zuversicht erstarkte wieder; denn ein Teil des Regiments war marschbereit und kam uns mit den Fahnen entgegen. Wir begrüssten einander mit hellem Jubel. „Es lebe hoch das zweite Regiment!“ riefen sie uns zu und schwangen die Fahnen. Etwa 200—300 Mann traten auf unsere Seite, so dass wir nun wohl 500 Mann stark waren. Aber auch im dritten Regiment getrauten sich nach und nach viele Soldaten nicht mehr, mitzumachen.

Wir hielten nun kurzen Rat über das weitere Vorgehen; dann wandten wir uns nach S. Potito hinauf zum vierten Regiment, von dem wir hofften, es werde uns mit offenen Armen empfangen. Zwei Offiziere zogen mit uns und versuchten zu kommandieren. Allein man hörte nicht auf sie, die Soldaten waren jetzt Meister und führten das Kommando. Wir glaubten, das Regiment wisse von unserm Plane, es habe uns ja zur Rebellion aufgestachelt und es stehe bereit, wie das dritte, es könne gar nicht fehlen.

Als wir nach etwa zehn Minuten auf der Foria-Strasse auf S. Potito ankamen, schliefen

sie. Es war um 11 Uhr, die Porta natürlich geschlossen. Da auf unsern Ruf nicht geöffnet wurde, klopften wir auch hier mit den Kolben an, und als dies nichts nützte, schossen wir hinein. Ein Offizier wurde verwundet. Nach kurzer Zeit öffnete man uns das Tor; einige Soldaten drangen unbehelligt in das Piketzimmer und brachten die zwei Regimentsfahnen. Aber kein einziger Mann schloss sich uns an, so dass wir uns sagten: „Oha, jetzt sind wir verloren! Wären wir doch zu Hause geblieben!“ Ich schwitzte vor Reue und dachte: Hättest du doch dem alten Bolliger gefolgt! Aber wir gaben die Hoffnung noch nicht auf, das vierte Regiment könnte uns noch nachkommen und uns helfen. Nun hatten wir wenigstens alle sechs Regimentsfahnen in unserer Hand. „Achtung! Hinauf zum König nach Capodimonte!“

Als wir weiter marschierten, kamen uns zwei Kompagnien vom vierten Regiment entgegen, die noch ins Quartier zurück wollten. Der Offizier fragte: „Was ist da los?“ Wir aber gaben ihm keine Antwort und liessen ihn unbehelligt ziehen. Mit Trommelwirbel marschierten wir auf das königliche Schloss zu.

In der Nähe des Schlosses führt eine Brücke über eine hohe Schlucht. Auf der Brücke trafen wir General v. Riedmatten. Er wollte uns mit einschmeichelnden Worten zur Rückkehr in unsere Quartiere bewegen und versprach, uns zu unserm Rechte zu verhelfen. Wir aber riefen ihm zu, dass die Offiziere den Aufstand hätten verhindern können, wenn sie ehrlich gegen uns gewesen wären. „Unsere Fahnen habt Ihr uns zerrissen; deshalb sind wir dem König keinen Dienst mehr schuldig. Wir wollen bedankt sein!“ Als der General behauptete, er habe nicht gewusst, dass die Fahnen nicht in Ordnung seien, riefen viele: „Werft den Kerl über die Brücke hinunter!“ Und schon packten ihn einige. Aber andere traten dazwischen und entrissen ihn dem angedrohten Tode. Er machte „Kehrtum“ wie der Blitz, so schnell, wie wir es noch nie an ihm gesehen hatten, und eilte davon. Vor dem Königlichen Schlosse riefen alle nach Verabredung: „Evviva il Re!“ Dadurch sollte der König erfahren, dass wir nicht mit feindlichen Absichten gekommen seien. An dem Schlossgitter erschien ein schweizerischer Kommandant, der uns nach unserm Begehren fragte. Wir teilten ihm mit, dass wir den König zu sehen und ihm unsere zerrissenen, wappenlosen Regimentsfahnen zu zeigen begehrten, damit er selbst mit eigenen Augen sich überzeuge, wie die Offiziere mit uns umgehen. Wir seien ihm nicht mehr verpflichtet und verlangen unsern Abschied. Der König liess uns sagen, er habe von der Sache nichts gewusst; er wolle eine genaue Untersuchung veranstalten, und unser Verlangen müsse befriedigt werden. Er befehle uns nur, mit unseren Fahnen in die Quartiere zurückzugehen. Allein diesen Befehl konnten wir nicht befolgen, denn wir wussten, was unser in den Quartieren wartete. Es blieb uns nichts anderes übrig, als auf unsere Brüder, auf Schweizertreue und schweizerisches Zusammenhalten zu vertrauen.

Von der Stadt herauf hörten wir nachgerade ein unheimliches Gerumpel und Getöse, wie von Fussgetrampel und Wagenpoltern. Als wir aber Trompeten- und Trommellärm vernahmen, da wussten wir, dass Truppen gegen uns im Anzug seien. Jetzt galt es, rasch zu handeln. Es war morgens zwischen 2 und 3 Uhr. Was tun? Kommen Schweizer oder Neapolitaner oder beide zugleich gegen uns? Sind wir schon umzingelt oder werden wir überfallen? „Soldaten“, rief ein Lieutenant, der mit uns zog, „jetzt geht's auf Leben und Tod! Die Fahnen sind in unseren Händen. Wir haben die Rebellion angefangen und wollen sie zu Ende führen. Gut und Blut für unser Recht und unsere Soldaten- und Schweizerehre! Hinaus auf das Champ de Mars! Dort stellen wir uns kampfbereit auf. Vorwärts, Marsch!“ Auf dem Champ de Mars formierte der tapfere Lieutenant, ein reicher Welscher, das Carré und liess

die sechs Regimentsfahnen in die Mitte bringen. Dann las er uns einen Eid vor, den wir nachzusprechen hatten. „Schweizerbrüder!“ rief er, „ich fordere Euch auf: schwört einander treu zu bleiben bis zum letzten Tropfen Blut!“ — „Wir schwören einander treu zu bleiben bis zum letzten Tropfen Blut!“ tönte es dumpf-ernst in den dämmernden neapolitanischen Morgen hinein. Mir zuckte plötzlich unsere Landsgemeinde mit ihrem feierlichen Schlusseid durch den Kopf. Als es immer heller und heller wurde, entdeckten wir, dass trotz der aufgestellten Wachtposten uns fast die Hälfte unserer Kameraden wieder verlassen hatte!

Auf dem Champ de Mars hatten wir Speise und Trank in Hülle und Fülle. Teils brachten uns die Bauern unaufgefordert und mit grösster Freude ganze Wagenladungen Wein in Fässern, den wir trinken konnten wie Brunnenwasser; teils requirierten einzelne unter der Vorgabe, der König werde alles bezahlen, Lebensmittel in den Magazinen. Den Wein mischten wir mit Pulver, um damit unsere kriegerische Stimmung zu reizen, indem wir uns sagten: „'s wêrd denn am Morge scho âgoh, die Kläpperete!“ So kam es denn eben, dass dieser und jener in der Voraussicht des nahenden Kampfes im „Guraschi antrinken“ des Guten etwas zu viel tat.

Wir waren auf alles gefasst. Immerhin sagten wir uns schliesslich im Hinblick auf unsern Misserfolg: „Wir wollten, wir wären im Quartier!“ Wir wurden von drei Seiten eingeschlossen, und es rückten immer mehr Truppenabteilungen heran. Links von uns stand das 13. Jägerbataillon, uns gegenüber das vierte Regiment und rechts Artillerie. „Das wird lustig werden,“ sagten wir zueinander, als in demselben Momente ein Adjutant erschien. Es war ein Parlamentär, der uns anzeigte, der Marschall Siegrist verlange, dass wir die Waffen strecken, wo nicht, so gebe er Feuer. Nun standen wir schon längst nicht mehr in Reih und Glied, sondern in einem regellosen Klumpen oder Haufen beieinander. Da war kein Kommando mehr. Jeder handelte auf eigene Faust, und wir fiengen an, uns zu beraten. „'s ist nichts mehr zu machen, wir sind verloren,“ meinten die Einen; die Andern: „Kaput sind wir so wie so. Wir geben nicht ab. Wir wollen es wagen und es darauf ankommen lassen. Vielleicht schiessen sie doch nicht, versagen den Gehorsam und kommen zu uns. Wie sollten Schweizer auf Schweizer pfeffern können!“ — „Nix da!“ geben wir dem Parlamentär zum Bescheid. „Die Waffen strecken wir um keinen Preis, und komme, was da wolle. Wir sind keine Meuterer. Wir sterben für unser Recht. Wir nehmen nur einen bedingungslosen Pardon an; wir verlangen freien Durchpass durch die Truppen und wieder in unsere Quartiere. Parlamentär, sagt das Eurem Marschall!“ Der Parlamentär läuft auf und davon und ist schon wieder da, wie ein Blitz, denn wir waren höchstens 150 Meter von einander entfernt. „Die Waffen strecken, oder man gibt Feuer!“ war der kurze barsche Bericht. Wir wiederholen unsere erste Antwort. Der Parlamentär rennt wieder fort. Im Nu ist er zum zweiten Mal zurück und ruft uns zu: „Es ist Ordre vom König, dass Ihr die Waffen strecken sollt. Tut Ihr's nicht sofort, so wird Feuer gegeben.“ Auf unsere Weigerung eilt er weg. Wir stehen da und sagen: „Jetzt ist nichts mehr zu ändern. Wir wollen aber die Hoffnung doch nicht aufgeben. Sie *müssen* uns helfen. Lassen sie uns durchpassieren — wohl und gut! *Wir fangen nicht an zu schiessen!* Fliegen aber Kugeln daher, so schiessen wir aus Notwehr.“ Es war morgens nach 7 Uhr.

Wir stellen uns marschbereit auf. „So, Tambouren, jetzt voraus! Keiner schiesse, bis die andern schiessen!“ wird gerufen. Wir marschieren ab; der Eine trägt sein Gewehr so, der Andere anders. Die Tambouren schlagen. Da — piff, paff! pfeffert es plötzlich auf uns herein, und wir schiessen auch. Da galoppiert General Siegrist eiligst zu den Kanonieren hin; ich

sehe ihn heute noch vor mir, wie er dem Oberst Riedmatten das Kommando gibt, die Kanonen zu richten.*) Mich erfasst ein Schauder und atemlos sage ich: „Selewie schüßid's! Schüßid's, so söm-mer verlore!“ Kaum gesagt, platzen schon zwei Kartätschen in unseren Haufen hinein und rasieren mehr als die Hälfte teils verwundet, teils tot zu Boden. Ein furchtbares Wehgeschrei erhebt sich und ein grauenhafter Anblick bietet sich uns dar. Blut fliesst überall; hier liegt ein Kopf, dort ein Arm, ein Bein. Viele erschiessen sich selbst, weil sie den freiwilligen Tod dem kriegsrechtlichen vorziehen. Es war ein entsetzlicher Wirrwarr. Ueber Tote und Verwundete floh, wer noch fliehen konnte. Man drängte uns aus dem Champ de Mars hinaus in die Strasse S. Pietri, und ich machte den verzweifelten Versuch, einen Damm zu erklimmen und hinter ihm Schutz zu finden. Kaum hatte ich den Versuch begonnen, da fühlte ich einen Zwick und starken Schlag — und ich kollerte hinunter zu meinen verwundeten und toten Kameraden. Eine Kugel vom 13. Jägerbataillon hatte meine rechte Wade durch und durch geschossen und das Schienbein gestreift. Graf, der mir am Abend vorher in Carmine den Pfiff abgenommen hatte, sah mich stürzen. Entsetzen fasste ihn ob solchem Anblick. In seiner Todesangst konnte er mit übermenschlicher Kraftanstrengung den Damm überspringen und fliehen. Er wurde aber eingefangen.

Jetzt erst begann ich nach und nach den Schmerz zu fühlen. Das Bein zog sich zusammen und schwoll auf. Ich durfte es ohne den grössten Schmerz nicht mehr haarbreit bewegen. So lagen wir nebeneinander auf der Strasse S. Pietri. Soldaten kamen und trugen uns zunächst mit aller Sorgfalt zu dem grossen Haufen der Toten und Verwundeten wiederum zurück auf das Champ de Mars. Dann nahmen sie uns die Waffen und Patrontaschen weg, liessen uns liegen und giengen fort.

Das war ein entsetzliches Daliegen, hülflos in seinem Blute mit brennendem Schmerz und Durst, neben verwundeten und toten Kameraden, unter mark- und beindurchzuckendem Aechzen und Stöhnen, Jammern und Schluchzen. Eine unbeschreibliche Stimmung, Wehmut, Zorn und Wut erfassten mich. Neben mir lag einer vom dritten Regiment. Dem sagte ich mühsam: „Verloren, alles verloren! Sie haben ihr Wort nicht gehalten und uns traurig im Stiche gelassen. Wir sind für unser gutes Recht gefallen. Ein anderes Mal pfeife ich dann wieder zum Angriffe!“ — „Hast recht, Landsmann, mir ist's wie dir,“ antwortete er mir. „Die Sache kommt für uns gefährlich heraus, und es wäre besser, wir wären nicht die Anstifter der Rebellion gewesen. Uns geht's jedenfalls am schlimmsten.“

Was man mit unsern Toten und Gefangenen anfieng, habe ich nicht mehr selbst gesehen. Johann Ulrich Künzler vom vierten Regiment erzählte uns später, es seien 42 Rotten zu drei Mann Gefangene nach S. Potito und von dort nach dem Wasserkastell (Castel dell'Ovo) abgeführt worden, mit ihnen auch ein Lieutenant, der an der Stirne einen Streifschuss hatte und „um tausend Gotteswillen“ anhielt, man solle ihn doch erschiessen, was freilich nicht geschehen durfte. So wussten wir doch, wie es unserm tapfern Lieutenant ergangen war.

Als wir etwa eine halbe Stunde unter immer heftiger werdendem Schmerze dagelegen waren, kamen unsere Sieger mit grossen, zweispännigen Fouragewagen. Je ungefähr 12 Verwundete wurden in einen solchen Wagen ohne Kissen und Decken auf den nackten Boden gelegt. Der Transport durch die holperigen Strassen war für uns eine Folter, denn jede Erschütterung

*) Die Erinnerung Niederers stimmt hier nicht völlig mit den Tatsachen überein. Siegrist, Riedmatten und Sury standen etwa 40 Schritte von den Kanonen entfernt und keiner von ihnen gab den Artilleristen das Kommando zum Feuern. *Schm.*

verursachte Höllenschmerzen. Im Spital S. Sacramento wurde ich in das dritte Stockwerk hinaufgetragen, wobei die blutbespritzten Treppen und Gänge, namentlich aber auch die vielen Aerzte mit ihren weissen Metzgerschürzen einen erschreckenden Eindruck machten. Nun kam die Operation an mich. Zunächst fuhr mir einer mit den zwei Zeigefingern in meine Schusswunde hinein, so dass er mit denselben in der Mitte zusammenkam. Die zwei Löcher waren nämlich grösser als ein Fünffrankenstück. Dies schmerzte mich zunächst noch nicht. Als sie dann aber anfiengen zu „schnefeln“ und so kleinere Teile abzuzwacken, da hatte ich doch einen Schmerz, dass ich das Feuer in Holland sah. Man wollte mir auch noch, wie allen andern, zu Ader lassen. Ich liess es aber nicht geschehen und rief abwehrend: „Herr Jeses, Herr Jeses! För was au no om's Himmelswille z'Oder lô! I ha män-i Bluet gnueg verlore. Machid das er fortchônt mit euerem Gwerb!“ So liessen sie mich damit in Ruhe. Die Wunde fieng an zu „materieren“ und damit traten die heftigsten Schmerzen und Fieber ein. Mit aller Gewalt musste ich suchen, den Schlaf ferne zu halten, weil die geringste Bewegung im Schlafe mir wahnsinnige Schmerzen zuzog. Uebermannte mich aber zeitweise dennoch der Schlaf, so quälten mich die furchtbarsten Träume. Alles war dann noch viel ärger als in Wirklichkeit. Ich stand immer mitten im Schlachtgetümmel oder empfieng vor versammeltem Regiment mein Todesurteil, gegen dessen Vollziehung ich mich mit allen Mitteln wehrte, bis mich der brennendste Schmerz wieder aufweckte. Im Spital war sonst alles recht und gut; aber in den ersten Tagen bekamen wir nichts Festes zu essen, sondern nur Limonade, Thee und Bouillon.

Nach etlichen Tagen brachten uns Kameraden den Bericht, alle „Rebellen“ seien vom Könige zum Tode verurteilt worden. Was das heissen will, 40 lange Tage und schlaflose Nächte krank daliegen mit dem Gedanken: sobald du geheilt bist, wirst du erschossen — das ist nicht auszusprechen. Oft waren wir in heller Verzweiflung. Dann aber sagten wir, uns gegenseitig tröstend, wieder: vielleicht gibt's doch noch Begnadigung, oder: es wird am Ende nur jeder dritte erschossen, oder: die Monarchen und die Schweiz mischen sich vielleicht auch noch drein und lassen solch eine Mörderei nicht mir nichts dir nichts geschehen.

Zu allen Seelen- und Leibesqualen kamen noch die Zudringlichkeiten eines Geistlichen, der, wie es scheint, mein Gespräch mit einem Soldaten des dritten Regiments auf dem Champ de Mars belauscht hatte. Er besuchte mich wiederholt und wollte mir das Bekenntnis entlocken, dass ich der Anstifter der Rebellion sei. Ich aber wich seinen Fragen aus und sagte mir, es sei noch Zeit genug, vor Kriegsgericht mit der Wahrheit herauszurücken.

Neben mir lag einer vom dritten Regiment, Namens Neuthaler, der die Regimentsfahne auf S. Giovanni a Carbonara herausgeholt hatte und der auch, wie es hiess, zum Tode verurteilt war. Dem hatte ein Kartätschensplitter das Bein zerrissen. Er sträubte sich lange gegen eine Amputation, bis ihm endlich dicke Würmer zum faulenden Fuss herauskrochen und er vor Schmerzen fast verrückt wurde. Da liess er die Operation doch vornehmen, die glücklich von statten gieng. Dann aber bekam er einen „schweren Kopf“ und jammerte über die ganze Rebellion, und dass er nun erschossen werde, sobald er geheilt sei. Ich aber tröstete ihn und sagte: „Äh, Neuthaler, was wollen wir jetzt jammern! Es nützt doch nichts mehr, es geht, wie es will. Schauen wir, was weiter kommt. Du bist nicht reich, und ich bin nicht reich. So wären unsere Freuden nicht mehr gross auf dieser Welt. Und kommen wir davon, so kannst Du Dir ein Kunstbein machen lassen. Ond das ist denn alawill au wider das!“

Als ich so daran war, meinen verzweifelnden Kameraden zu beruhigen, erschien der

protestantische Pfarrer vom vierten Regiment. Das war nun ein Seelsorger in des Wortes schönster Bedeutung. Der kam nicht wie ein Verhörrichter, um uns auszuspionieren und mit seinen Fragen zu quälen, sondern er brachte uns Allen wahren Trost in unsern schweren Stunden. Immer und immer war sein Wort: „Seid nur guter Dinge und ruhig, die Sache wird schon noch ordentlich ablaufen!“

Da — endlich — endlich — bringen uns Kameraden nach 40 bangen Tagen und Nächten nur so von ungefähr die unbeschreibliche Freudenbotschaft, Oberst Latour sei als Gesandter des Bundesrates in Neapel eingetroffen und habe den Regimentern mitgeteilt, dass alle ohne Unterschied bedankt würden; jeder bekomme das Bedankungsgeld und die Masse und könne dann nach Hause reisen. Wie ich das vernahm, fiel es mir wie Zentnerschwere vom Herzen, und ich hätte mitten in allem Elend laut aufjauchzen mögen.

Nach 60 Tagen wurde ich endlich aus dem Spital entlassen. Wie gross war meine Freude, als ich die drei langen steinernen Treppen an meinem Stock hinunterhumpeln konnte, wenn auch das Bein noch schmerzte. Denn ich wollte nun sofort, wie die andern Geheilten, auf die „Delegation“ (die Zahlstelle) gehen, um dort mein Bedankungsgeld und die Masse in Empfang zu nehmen und dann die Heimreise damit anzutreten. Aber meine Freude verstummte, als ich im Spitalhof einen Gensdarmen erblickte, der sofort auf mich loskam und mir, wenn auch in mildem Tone befahl: „Avanti!“ Er wollte mich pflichtgemäss auch binden; doch unterliess er es, als ich ihm deutlich machte, dass ich ja kaum stehen und gehen könne. Auf der Delegation wurde mir von einem Offizier mitgeteilt, ich müsse ins Gefängnis, ins „Wasserkastell“, geführt werden. „Warum?“ fragte ich. „Es sind noch andere draussen“, war die barsche Antwort. „Ich wünsche das Bedankungsgeld,“ erwiderte ich. „Ihr bekommt keines,“ schnarrte er mich an. „Sechs Dukaten bekommt Ihr! Damit basta!“

Vom Spital S. Sacramento bis zum „Wasserkastell“ hatte man sonst eine Stunde zu gehen, und wir hatten meines Beines und des Piedigrottenfestes wegen den vollen ganzen Tag. Ich musste alle Augenblicke stille stehen und sank fast zusammen. Mit Mühe bekamen wir in einer Kantine Wein und Brot. Es war Abend, als wir im Kastell ankamen. Ein neapolitanischer Wachtmeister öffnete die Porta und führte mich in einen halbunterirdischen Keller, in welchem sich hölzerne Pritschen befanden. Durch eine dreifach vergitterte Oeffnung sah man nur das Meer, den Himmel und etliche Häuser. Wie ich in das Schauerloch hineinkam, da hätte ich es gern mit meinem verlassenen Webkeller vertauscht, der mir jetzt vorkam wie ein Herrschaftszimmer. Etwa 25 Rebellen vom Champ de Mars kamen mir mit gespensterhaft bleichen Gesichtern entgegen. Das Elend sah ihnen zu den eingefallenen Augen heraus. Sie erzählten mir, dass kein Hund seit zwei Monaten nach ihnen frage, dass sie alle verhungert wären, wenn nicht ein Wachtmeister und gutherzige Soldaten sich ihrer angenommen, ihnen Geld vorgestreckt und ihnen Suppe, Wasser und Brot verschafft hätten. Es sei jedenfalls darauf abgesehen, uns verhungern zu lassen. Da sagte ich: „Oha, do chomm-i vom Galge-n-of's Rad!“ Und wirklich, wie meine Kameraden das bisherige Leben im Gefängnis schilderten, so gieng es dann auch ganz genau noch während 26 langen Tagen weiter. Wir fiengen alle an mutlos zu werden und uns mit dem Gedanken an den Hungertod vertraut zu machen. Am 27sten Tage unserer Marterei rasselte es endlich wieder einmal mit den Schlüsseln; die Porta gieng auf und ein „Privatherr“ trat herein. Es war Oberst Latour. Nachdem er uns freundlich gegrüsst hatte, stellte er uns in zwei Glieder auf, gieng von einem zum andern und fieng an zu fragen: „Nun, Appenzeller, warum seid Ihr da?“ „Weil ich tätlich rebellierte, Herr Oberst,“

antwortete ich meinem ehemaligen Militärinspektor, den ich noch von Herisau her an seinem Gesichtsnervenzug sofort wieder erkannte. „Und Ihr da?“ „Weil ich mündlich rebellierte,“ antwortete mein Nebenmann. „Und Ihr da?“ „Weil ich auf dem Champ de Mars mitfocht.“ Nachdem der Oberst so jeden gefragt hatte, sagte er: „Achtung! — Jetzt will ich Ordnung haben. Der Sold wird morgen schon in Euren Händen sein, damit Ihr den Wachtmeister bezahlen könnt. Dann aber sage ich Euch: Die Rebellen bekommen kein Bedankungsgeld, sondern nur sechs Dukaten. Nun aufgepasst: dass mir dann Keiner zu maulen anfange, es sei zu wenig, damit könne man ja nicht nach Hause kommen. Wenn Ihr das tut, wenn Ihr Euch mit dem kleinsten Wörtchen verfehlt, so seid Ihr verloren, denn dann kann ich Euch nicht mehr helfen. Zuerst werden die Soldaten des zweiten, dann die des dritten und endlich die des vierten Regiments nach Hause transportiert. Die Rebellen bekommen ein besonderes Schiff. Nun lebt wohl. Nehmt meine Worte wohl in Obacht, wenn Euer Leben und Eure Heimat Euch lieb sind. Glückliche Heimreise!“ Dann gab er jedem noch mit einem wohlwollenden Blicke die Hand, und das Gitter rasselte wieder zu.

Diejenigen, die nicht rebelliert hatten, bekamen 225 Fr. als Bedankungsgeld und 40 Fr. von der Masse. Wir aber mussten uns mit 24 Fr., den Kleidern, der freien Fahrt und Station auf dem Dampfschiffe bis Marseille und mit freier Fahrt von Marseille bis Genf begnügen.

VII. DIE HEIMREISE.

Nach dem Besuche des Obersten Latour im „Wasserkastell“ bekamen wir am folgenden Tag pünktlich den rückständigen Sold und Entschädigung für das entbehrte Ordinäri. Zugleich erschienen fünf Gensdarmen mit Ketten und Schliesseisen und banden je zwei aneinander. Sie machten Anstalten, mich ebenfalls zu fesseln, doch als sie sahen, wie schwach ich war, liessen sie mich frei gehen. Als wir beim Königlichen Schlosse vorbeikamen, war es uns wohl. Wir schauten hinauf und lachten froh. Die Leute glotzten uns unterwegs erstaunt an; die Gensdarmen behandelten uns freundlich und waren uns sogar behülflich, wenn wir etwas kaufen wollten. Die Schweizer vom vierten Regiment wären nicht so gut mit uns gewesen, wir aber auch nicht mit ihnen!

Eine Gondel führte uns zum Transportdampfer hinüber. Der Offizier der Delegation sass im Kapitänzimmer und gab jedem die sechs Dukaten. Einer wollte schon ein wenig maulen, als sofort der Offizier mit Auszahlen aufhörte und ihn anherrschte: „Noch ein Wort — und Ihr müsst wieder mit mir zurück!“ Wir zupften den dummen Kerl, was wir konnten, und er hatte dann doch den Verstand, seinen Unwillen zu verhalten.

Als das Schiff abfuhr und wir das Klatschen der Räder hörten, da gieng allen das Herz auf. Wie war das eine unbeschreibliche Freude! Es wurde uns immer wohler und wohler, je weiter wir wegfuhren, und als der Vesuv und die Stadt allmälig unseren Blicken entschwanden, nahmen wir unsere Polismützen vom Kopfe herunter und schwangen sie in der Luft „gad wie tûsi bsessa“. Von Neapel fuhren wir bei schönstem Wetter ohne Aufenthalt nach Civita vecchia und von dort nach Marseille. Da hatten wir Sturm mit Gewitter. Mein Bein schwoll

neuerdings auf und schmerzte heftig. Ich musste 10 Tage in Marseille im Spital bleiben, konnte aber glücklicherweise kostenfrei leben. Der schweizerische Konsul unterstützte mich mit 10 Fr., so dass ich die Heimreise ohne anderweitige Hülfe bestreiten konnte. Freilich musste ich unserm lumpigen Transportmeister noch 5 Fr. für die Fahrt nach Genf geben, die eigentlich hätte frei sein sollen. Alles in allem blieben mir noch 31 Franken.

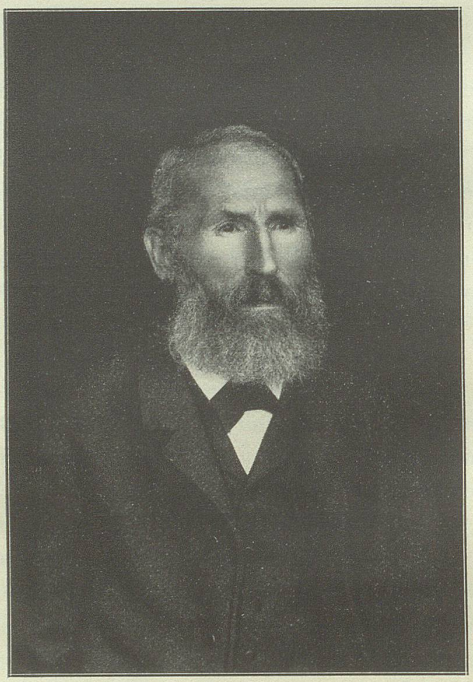
In Genf erfuhr ich zu meinem grossen Schrecken, dass die Gültigkeitsdauer der „Neapolitaner-Freibillets“ auf den schweizerischen Eisenbahnen abgelaufen sei. Reklamationen mit dem Hinweise auf die unfreiwilligen Verzögerungen meiner Ankunft wegen Krankheit blieben erfolglos. Das wird mir eine saubere Schneckenpost absetzen, dachte ich. Ein Polizist nahm sich meiner an und verschaffte mir ein Freibillet auf dem Dampfschiff nach Morges. Als ich mit meiner Neapolitaner-Polismütze das Schiff verliess, trat ein Gensdarm auf mich zu und sagte: „Arrêté! Suivez-nous, Napolitain!“ In Lausanne sperrten sie mich fünf Tage lang ein, ohne mir mit einem Sterbenswörtlein zu erklären, warum. Nun — vorläufig war es mir mit meinem schwachen Bein wohl genug; es konnte so doch ausruhen und schneller heilen. Zu essen und zu trinken hatte ich reichlich. Am sechsten Tage endlich holte mich wieder ein Gensdarm aus meiner Zelle. Dann gieng's mit Polizei-Eskorte von Station zu Station. Durchwegs behandelte man mich freundlich. In einer Ortschaft liess mir der gutmütige Polizist das Gefängnis heizen, da es geschneit hatte und kalt geworden war. Es war mir nur unangenehm, dass ich dann mit einem andern Arrestanten im gleichen Bette schlafen musste, der Gold- und Silbersachen in bedeutendem Betrag gestohlen hatte und die ganze Nacht hindurch Anstalten machte, sich zu erhängen. Erst auf dem Wege von Freiburg nach Bern erfuhr ich den Grund meiner polizeilichen Beförderung. Die früher bedankten und zurückgekehrten Soldaten sollen sich mit ihrem vielen Gelde dermassen ungebührlich aufgeführt haben, dass die Regierung des Kantons Wadt die Verordnung erliess, jeden Neapolitaner bei seiner Ankunft auf wadtländischem Boden ohne weiteres zu arretieren. So wurde ich am Schlusse meiner neapolitanischen Geschichte wieder in die Heimat zurücktransportiert, wie ich seiner Zeit von Lustenau über die Schweizergrenze geschoben worden war. „D' Polizei hed-di halt ebe verfluemmet gern“, musste ich mir sagen. In der Nähe von Bern liess man mich aber auf meine Vorstellungen hin doch frei, und so hinkte ich allein der Stadt zu. Ich gieng auf die Gesellenherberge und dort schlief ich in einem herrlichen Flaumbett wie ein Fürst.

Am folgenden Morgen suchte ich eine Feilträgerei auf und verkaufte meinen Kaput, meine Polismütze, die Schuhe und die Gêtren und kaufte dafür ein blaues Ueberhemd und ein Paar alte Stiefel. Dann gieng's langsam weiter über Signau nach Luzern, mit dem Dampfschiff nach Brunnen, von dort wieder zu Fuss nach Schwiz, über den Berg an den Zürichsee und über die „millionisch“ lange hölzerne Brücke hinüber nach Rapperswil. Es war gerade Sonntag, als ich dort ankam, und es herrschte fröhliches Leben in der Stadt. Allein ich konnte weder gehen noch stehen und musste mich hellen Tags zu Bette legen. Nur mit grosser Mühe vermochte ich mein geschwollenes Bein aus dem Stiefel herauszuziehen.

Jetzt aber war die grosse Frage, wie ich mit meinen paar Franken noch nach Rheinegg und Wolfhalden kommen könnte. So gieng ich eben zum Stationsvorstand und stellte mich ihm als Militär, als Neapolitaner, vor. Ich erklärte ihm den Grund meiner Verspätung und ersuchte ihn, mir ein Militärbillet bis Rheinegg auszustellen. Er war ein einsichtsvoller und mildgesinnter Mann und entsprach bereitwillig meinem Ansuchen. „Gott Lob und Dank“ sagte ich bei mir, „nun sind die Strapazen einmal aus!“

Im November 1859 kam ich matt und abgelaufen mit meinem Stock, meinem durchschossenen Bein und mit etwas mehr als einem Franken in Rheinegg an. Ich blieb im „Adler“ über Nacht, wo es von jeher billig gewesen war. Wie ich so vor meinem heimeligen Most und einem Appenzellerwürstchen sass, kamen Bauern in die Wirtschaft und fragten mich nach meiner Herkunft und meinen Erlebnissen. Sie sperrten Mund und Augen auf, als ich ihnen meine Erinnerungen aus Neapel erzählte, und sie schenkten mir von dem vorzüglichen Buchberger Sauser ein, dem sie reichlich zusprachen. Man liess die Neapolitaner, die Rebellion, den Latour und die Bundesräte hoch leben. So gieng es nun bis in alle Nacht hinein. Das war doch wieder einmal ein anständiges Leben! Als ich morgens mit einem nicht unbeträchtlichen Durste erwachte und mein Vermögen zählte, so langte es nach Abzug des Schlafgeldes gerade noch zu einer Tasse Kaffee und zwei Brötchen. Dann blieben mir noch fünf ganze Rappen, aus denen ich mir zum Abschluss meiner Reise noch zwei Cigarren kaufte. Mit Hochgenuss steckte ich mir die eine an und brummelte: „Noll vo Noll gohd uf. Schöner hett jo nütz gnötzt, as d' Sach e so gnau uszrechne!“ Dann nahm ich meinen Handstock und kroch langsam meiner Heimat zu.

Mit etwa zehn Franken in der Tasche war ich im Jahre 1854 freien und frohen Mutes ausgezogen; ohne einen Rappen kehrte ich jetzt „tusam“ nach Wolfhalden zurück.



KASPAR NIEDERER

(Nach einer photographischen Aufnahme im November 1900.)